experimenta

07/08.2019

SPIEGEL-UNGEN

Herausgegeben von
Prof. Dr. Mario Andreotti
und Rüdiger Heins

Inhalt

Oksana Kyzymchuk	∞	*Titelbilder*
Prof. Dr. Mario Andreotti	5	*Editorial*
Charles Stünzi	6	*Der Aussteiger*
Beate Mayr-Kniescheck	8	*With a little help from my friends*
Jens-Philipp Gründler	16	*Der Reggae-Künstler Bim Sherman*
Bernhard W. Rahe	21	*Habitus*
Jens-Philipp Gründler	28	*Oksana Kyzymchuk im Gespröch*
Birgit Andrea Sembach	38	*Frau Ulmann muss ins Heim*
Charles Stünzi	42	*Das kleine Krokodil und die Nachtigall*
Siri Kusch	45	*Butterschleife*
Charles Stünzi	47	*Rückzug*
Jens-Philipp Gründler	48	*Im Zwielicht*
Charles Stünzi	52	*Moderne Poetik*
Charles Stünzi	55	*Gefängnis*
Elisa Krimbacher	58	*SIE*
Charles Stünzi	63	*Liebesspirale*
Mario Andreotti	64	*Bildung ist mehr als Fitmachen für den Beruf*
Charles Stünzis Antiquariat	68	*Hannes Taugwalder, Kompass der Seele*
B. S. Orthau	74	*Beiträge zur Gedenkschrift, Teil 5*
Daniel Mylow	85	*Der achte Turm*
Charlotte Schade	87	*Die Abwesenheit von Farbe ist eine Farbe*
Wollsteins Cinemascope	88	*Tel Aviv On Fire*
Seminar	89	*Wie wird heute erzählt?*
	92	*Preise & Stipendien*
	96	*Leser(innen)briefe*
	106	*Impressum*

Die **experimenta** finanziert sich ausschließlich durch Spendengelder. Das macht uns unabhängig von Werbung.
Seit fünfzehn Jahren ist es uns gelungen, unser Magazin auf diese Weise, mit einem geringen Budget, über die Runden zu bringen. Dennoch möchten wir Sie an dieser Stelle bitten, die **experimenta** durch Ihre Spende zu unterstützen. Bei mehr als 20.000 Abonnentinnen und Abonnenten kann uns schon ein Betrag von 1 bis 50 Euro oder mehr sehr hilfreich sein, um unsere redaktionelle Arbeit entspannter und effektiver zu gestalten.

Mit Ihrer Spende können wir Kosten für umfangreiche Recherchen finanzieren. Damit wir die nächsten fünfzehn Jahre weitermachen können, hoffen wir auf Sie mit Ihrer Solidaritätsspende.

Wir bedanken uns herzlich für Ihre Unterstützung!
Ihre **experimenta** Redaktion

Unabhängig durch Solidarität.

Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.
IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18
BIC: MVBMDE55XXX
Verwendungszweck: **experimenta**

× *Oksana Kyzymchuk*

Oksana Kyzymchuk

Editorial

Seine Majestät, das grosse Leserpublikum

Leicht abgehoben, ein bisschen kauzig, auf jeden Fall ein gesellschaftlicher Aussenseiter. So stellen sich heute noch viele einen Schriftsteller, ja einen Dichter vor. Doch die Realität ist eine ganz andere: Das Bild des Schriftstellers hat sich in den letzten dreissig Jahren, spätestens aber seit Beginn der 1990er Jahre, vor allem seit dem Siegeszug der elektronischen Medien, gewaltig verändert. Aus dem etwas abgehobenen Poeten, der in weihevoller Atmosphäre seine Dichterlesung hielt und der seine Dichtung als moralische Gegenmacht zu den herrschenden Verhältnissen verstand, ist mehr und mehr ein Autor geworden, der sich marktgerecht zu ver-halten weiss und der nicht so sehr sein Werk, sondern durch eine möglichst hohe Medientaug-lichkeit sich selbst inszenieren kann. Das zeigt sich schon daran, dass es heute kaum noch Au-torinnen und Autoren ohne raffinierte eigene Homepage gibt.

Gewandelt hat sich aber nicht nur das Bild des Schriftstellers, gewandelt hat sich auch der Literaturbetrieb. So geraten heute Urteile über die poetische Qualität literarischer Werke im-mer mehr unter Konformitätsdruck, d.h. entscheidet immer weniger die effektive Qualität eines Romans, einer Erzählung oder einer Novelle darüber, ob sie als gut gelten oder nicht, sondern vielmehr ihr kommerzieller Erfolg. Diese Verschiebung der Wertmassstäbe weg vom Werk selber hin zu Marketing und Markt zeigt sich wohl am schönsten an der Vergabe der Literaturpreise. Wer hier, etwa beim Ingeborg-Bachmann-Preis, aber auch beim Deutschen und beim Schweizer Buchpreis, an eine annähernd objektive Entscheidungsfindung glaubt, ist blauäugig. Und wer meint, es würden immer nur die Besten, Originellsten, Innovativsten aus-gezeichnet, täuscht sich. Literaturpreise sind das Ergebnis von Gruppendynamik, Konstellati-onen, Seilschaften, Trends und Macht. Sowohl die Zusammensetzung der Jurys als auch das Renommee der Verlage und der Einfluss der Medien, aber auch die Lesererwartungen und selbst das Aussehen der Autoren spielen dabei eine wichtige Rolle. Wie anders wäre es zu erklären, dass so viele Preisträger im Scheinwerferlicht auftauchen - und schon ein paar Jahre später vom Erdboden wieder verschluckt sind.

Der literarische Markt konzentriert sich heute immer stärker auf einige wenige Titel, während die überwiegende Mehrheit der Bücher, unabhängig von ihrer literarischen Qualität, in der Versenkung verschwinden. Man kann mit einem mittelmässigen Roman den Durchbruch schaffen oder eine Perle nach der andern schreiben und damit gar nichts erreichen. Der Litera-turbetrieb gebärdet sich immer irrationaler. Ist es der Roman, der sich autobiografisch lesen lässt, oder jener, der Elemente einer Kriminalstory enthält, mit irgendwelchen Verschwörungs-theorien arbeitet, oder einfach jener, der süffig geschrieben ist, der Erfolg verspricht? Nie-mand weiss das im Voraus. Was wir aber mit Sicherheit wissen, ist das eine: Was ein Bucher-folg wird, bestimmt heute allein der Markt, seine Majestät, das grosse Leserpublikum.

Prof. Dr. Mario Andreotti, St. Gallen

Charles Stünzi

Der Aussteiger

«wer rastet, der rostet.»
Ist Rast für den Gast
Auf der Erde im knappen
Raster der rastlosen
Rostfreien Zeit
Ein Laster, belastend?

Sie passt nicht zur Rasse
Der rassigen Raser.
Wer rastet, verpasst
Die Latte der Leistung
Unausgelastet,
Mit Lachern bedacht.

Verloren verlässt er
Die Masse der Macher,
Die Mühle der Mühen
Hektischer Hast –
Und lächelt, gelassen
Rastend am Bach.

Oksana Kyzymchuk

Beate Mayr-Kniescheck

With a little help from my friends

Hinfallen. Aufstehen. Weitergehen. Damit hat Steven Philipps viel Erfahrung: Seit seinem zwölften Lebensjahr ist er drogen- und alkoholabhängig. Dazwischen hat der 54jährige immer wieder abstinente Jahre hart erkämpft. Jetzt ist der Obdachlose, der in der US-Stadt Seattle lebt, seit einem halben Jahr clean – und fest entschlossen, Lebensberater zu werden.

Es ist Februar, als Steven Philipps am nassen Asphalt in Downtown Seattle aufwacht. Neben ihm liegen leere Tetrapaks, Reste des billigen Weins tropfen auf die Straße. Die feuchte Kälte kriecht in seine Knochen, er hat Blutergüsse am ganzen Körper. Wovon, weiß er selbst nicht: Vielleicht stammen sie von Stürzen, vielleicht wurde er verprügelt – er hat keine Erinnerung daran.

Als er in ein Krankenhaus wankt und erzählt, dass er vorhatte, sich zu Tode zu trinken, fesseln ihn die Pfleger und Krankenschwestern sofort auf ein Bett. „Es war frustrierend, aber gleichzeitig war ich erleichtert“, erinnert sich Steven: „Während die Mitarbeiter im Krankenhaus über mich redeten wurde mir klar, dass sie mir wirklich helfen wollten.“ Er wird in eine Entzugsklinik gebracht, wo die Ärzte eine schwere depressive Störung diagnostizieren.

Depressionen sind häufig, ebenso wie Drogen- und Alkoholabhängigkeit, und sehr oft geht beides Hand in Hand. In den USA sind 6,8 Millionen Menschen sowohl abhängig als auch psychisch krank. Für Österreich gibt es dazu keine offizielle Statistik, aber Experten gehen davon aus, dass ein hoher Anteil der über 30.000 Suchtkranken mit einer weiteren psychischen Krankheit zu kämpfen hat. „Für manche beginnt Drogenkonsum als eine Art Eigentherapie einer psychischen Erkrankung, die nicht diagnostiziert wurde“, meint Stefan Pree, Leiter der Drogenberatungsstelle Kontaktladen der Caritas in Graz.

Bei Steven Philipps beginnt diese Geschichte vor mehr als 40 Jahren. Das Schulkind aus einer normalen Mittelstandsfamilie nimmt bereits mit zwölf Jahren das erste Mal Drogen, Heroin ist seither seine ständiger Begleiter, später kommt Alkohol dazu. Steven experimentiert im Lauf seiner „Drogenkarriere“ außerdem mit LSD, Kokain, Speed, Pilzen, Schmerzmitteln und Substanzen wie Peyote und Laudanum. Zweimal überlebt er eine Überdosis, dreimal durchläuft er Substitutionstherapien.

Doch der letzte Entzug scheint erfolgreich: Im Sommer 2015 ist Steven bereits sieben Jahre clean und nüchtern. Er arbeitet erfolgreich als Restaurantmanager in einer großen Stadt im Mittleren Westen der USA. Eines Abends auf einer Party bietet ihm der Gastgeber an, einen Bordeaux ‚88 zu verkosten. Steven nimmt einen einzigen Schluck - einen zu viel. Ein paar Tage später wacht er mit dem bittersüßen Geschmack von Rotwein auf seiner Zunge auf und kann nur noch an eines denken: Alkohol. „Ich habe mich nach diesem fröhlichen, leichten Gefühl gesehnt“, sagt er. Im nächsten Spirituosenladen kauft er eine Flasche Wodka, geht wieder nach Hause und trinkt sie noch am selben Tag aus.

Die Frage nach dem Warum kann er selbst nicht beantworten, obwohl es keinen Mangel an Erklärungen gäbe: Seine Mutter war eineinhalb Jahre zuvor gestorben. Es gab Ärger mit seinen Geschwistern. Steven litt unter der Trennung von seiner Frau, die ihn verlassen hatte. Treffen mit den gemeinsamen Kindern gab es nur noch an Wochenenden. Seine Arbeit als Restaurantmanager langweilte ihn. Und einige seiner Altersgenossen, die seit Jahren weder Drogen noch Alkohol angerührt hatten, begannen wieder zu trinken.

Ungefähr 1400 Meilen weiter im Nordwesten der USA macht sich zu dieser Zeit sein bester Freund Jack Chatham Sorgen um Steven. „Ich sah, dass er

wieder zu trinken begann und nicht aus dieser Krise herauskam. An manchen Tagen telefonierten wir mehrere Stunden lang. Er war wirklich verzweifelt und brauchte einen Neuanfang. Also gab ich ihm meine Kreditkartennummer und er buchte einen Flug“, sagt Jack.

Zu Weihnachten kommt Steven in Seattle an. Er hat einen Job als stellvertretender Manager in einem Hotelrestaurant und mietet zunächst ein Zimmer in der neuen Stadt. Er ist glücklich, aber er trinkt immer noch: „Als ich in meinem Zimmer ankam, warf ich meinen Koffer in die Ecke und kaufte die größte Packung mit billigem Wein, die ich finden konnte“, sagt er. Und er fängt an, während der Arbeit zu trinken. „Ich schickte den Barkeeper raus und genehmigte mir selbst ein paar Drinks“, erklärt Steven. Während seiner dreimonatigen Probezeit im neuen Job machen seine Arbeitgeber im Hotel klar, dass er bald gefeuert werden werde. Also kündigt er selbst.

Bald darauf kann er sich die Miete seines Zimmers nicht mehr leisten. Zur Überbrückung lebt er mit einer Alkoholikerin in derem Auto. Doch auch diese Beziehung zerbricht, und Steven landet auf der Straße und später in einer Entzugsklinik.
Da Steven fast sein ganzes Leben lang abhängig war, ist der Entzug für ihn Routine: Während der ersten zwei Tage bekommt er Beruhigungsmittel und schläft fast immer. Danach steht er auf und versucht, sich mit Lesen und Ausmalen die Zeit zu vertreiben.
Seit er die Entzugsklinik verlassen hat, lebt er in einer Obdachlosenunterkunft in Seattle Chinatown. Wie in der „Gruft“ in Wien teilen sich dort viele Personen einen Saal – in Stevens Fall schlafen 140 Männer in einem einzigen Raum. Sie alle müssen die Unterkunft morgens wieder verlassen. Einen persönlichen, verschließbaren Spind oder einen Bereich, in dem man Dinge aufbewahren kann, gibt es dort nicht. Und so schleppt Steven untertags sein weniges Hab und Gut in einem schwarzen Rucksack herum.

Abgesehen von der prekären Wohnsituation ist Steven aber optimistisch – und das hat einen besonderen Grund: Er will Lebensberater werden und hat damit zum ersten Mal eine berufliche Perspektive, die ihn anspornt, nach vorne zu blicken. Derzeit leitet er ehrenamtlich Gruppentreffen für ehemalige Alkoholiker. Hier können Menschen von ihren Erfahrungen erzählen und sich gegenseitig unterstützen.

Die Gruppensitzungen, die Steven moderiert, finden im sogenannten Recovery Café statt. Diese Sozialeinrichtung für Süchtige befindet sich in einem

niedrigen Gebäude im Zentrum Seattles. Umgeben von Wolkenkratzern, strahlt es eine David-gegen-Goliath-Aura aus. Im Café selbst herrscht eine friedliche Atmosphäre. An den roten Wänden hängen ein Bild des Dalai Lama und verschnörkelte Zierschriften, die „Verzeihen“ und „Träumen“ in Aussicht stellen. Zwei Männer spielen Schach, andere lesen oder schlafen auf den Ledersesseln in der Bibliotheksecke, manche streicheln ihre Hunde.

Für Steven ist dieser Ort wichtig, weil er „hier etwas tun kann“. Gerade die erste Zeit nach dem Entzug ist kritisch: Laut US-Statistiken kehren mehr als 85% innerhalb eines Jahres zum Drogenkonsum zurück, und rund 90% der Alkoholiker greifen innerhalb von vier Jahren wieder zur Flasche. Auch in Österreich sind die Rückfallsquoten hoch – und gerade deshalb ist Hilfe von Menschen, die ähnliches erlebt haben, so wichtig: „Ich helfe den Leuten, gesunde eigene Entscheidungen zu treffen. Süchtige haben ein sehr starkes Ego. Sie mögen es nicht, wenn man ihnen sagt, was sie wie tun sollen“, meint Steven.

Steven begleitet Menschen auf ihrem Weg aus der Sucht und besucht selbst jeden Morgen eine Gruppentherapie. Dort besprechen die Teilnehmer ihre Sucht und andere Probleme. „Über ihre Geschichten zu reden ist schmerzhaft, gibt ihnen aber auch Kraft“, erklärt Sharon Mayo, Chemical Dependency Professional der psychiatrischen Klinik CPC in Belltown Seattle, die diese Gruppensitzungen leitet.
Die Frau weiß, wovon sie spricht: Mit 23 Jahren überlebte sie einen Flugzeugabsturz, war vom Hals abwärts gelähmt. Die Ärzte sagten ihr, sie werde nie wieder gehen können. Trotzdem begann sie hartnäckig, nach Therapiemöglichkeiten zu suchen und ihr eigenes Trainingsprogramm durchzuziehen. Heute, viele Jahrzehnte später, kann sie mit einem Rollator gehen und ist mittlerweile auch Mutter einer erwachsenen Tochter.

Steven ist von Sharons Geschichte beeindruckt. „Ich war oft unzufrieden, wollte etwas ändern. Aber diese innere Stimme sagte mir immer: ‚Du kannst das nicht‘“, erzählt er. Als er Sharons Geschichte hört, ändert sich seine Einstellung. Seitdem ist Steven entschlossen, sich von Drogen und Alkohol fernzuhalten und sein Leben von Grund auf umzukrempeln. „Ich möchte, dass meine Kinder stolz auf mich sind“, sagt er.

Während der Zeit, in der er trank, gab es kaum Kontakt zu seinen beiden Töchtern. Die Teenager leben bis heute in jener Großstadt im Mittleren Westen, aus der auch Steven stammt. „Nachdem wir lange nichts voneinander

hörten, war es schwierig, sie wieder anzurufen“, erinnert er sich. „Ich hatte Schuldgefühle und schämte mich. Ich wollte nie die Menschen verletzen, die ich am meisten liebe.“

Zurück im Recovery Café genießt Steven die Gespräche mit Freunden, manche suchen seinen Rat. Chris, dessen ganzer Stolz ein Pistolen-Tattoo am Arm ist, zeigt Steven Fotos, die er gemacht hat. Auf einem ist ein leerer Papierkorb zu sehen („Meine Kindheit“), auf einem anderen eine Reihe ausrangierter Zugwaggons. Steven ist beeindruckt: „Weißt Du, jeder kann Sonnenuntergänge fotografieren. Aber deine Bilder sind so kraftvoll, weil du eine ganz besondere Perspektive hast“, kommentiert er.

Um seine Freunde unterstützen zu können, hat Steven eine Peersupport-Ausbildung absolviert und frisst sich durch einen Berg an Büchern. Zu seiner aktuellen Lektüre zählen neben psychologischer Fachliteratur Werke von Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche, Ludwig Wittgenstein, Viktor Frankl und Irving Yalom. Eines seiner Lieblingsbücher ist Steppenwolf: Hermann Hesse schreibt in diesem Roman über „einen Mann von fast 50 Jahren“, der in eine neue Stadt zieht und seine tiefe Depression durch einen Lernprozess überwindet, bei dem ihm seine neuen Freunde zur Seite stehen.

Steven liebt seine ehrenamtliche Arbeit als Coach – und kann sie, wenn alles gut läuft, zu seinem Beruf machen. „Staatlich anerkannter Peersupport-Spezialist“ ist kein Job, mit dem man reich wird. Aber ein Anfang, um später die Ausbildung zum Lebensberater zu beginnen. „Babyschritte“, sagt Steven und lächelt. Und in kleinen Schritten fasst er auch in seinem Privatleben wieder Fuß: Kürzlich telefonierte er mit seinem Bruder und seiner Schwester, mit denen er lange Zeit keinen Kontakt hatte. „Ich wollte mich erst melden, sobald ich etwas zu bieten habe“, sagt er. Und Ende August besuchten ihn seine Töchter.

In anderen Bereichen sieht es für ihn aber noch schlecht aus. Steven erhält keine Notstandshilfe, Mindestsicherung gibt es nicht. Essen und Kleidung bekommt er in Sozialeinrichtungen. In der Notschlafstelle plagen ihn Albträume und „die Geräusche und der Geruch der anderen“.

Und Steven ist sich bewusst, dass ein Rückfall in Alkoholismus und Drogensucht ihn auf seinem Weg zurückwerfen würde: „Ich trage immer eine Liste bei mir, die das verhindern soll“, sagt er und zieht ein Blatt Papier aus seinem Rucksack. An den Rändern ist es grau und abgegriffen. Darauf hat er eine Reihe an Namen in zwei Spalten aufgelistet und daneben Kreise, Quadrate, Kreuze und Sterne gezeichnet. Während er auf jeden der Namen zeigt, erklärt Steven sachlich: „Isaac ist vor zwei Monaten an einer Überdosis gestorben. Sean hat sich vor sechs Jahren zu Tode getrunken. Katie hat sich vor über zwanzig Jahren umgebracht. Sie alle waren meine Freunde. Aus Respekt gegenüber jenen, die es nicht geschafft haben, muss ich weitermachen.“

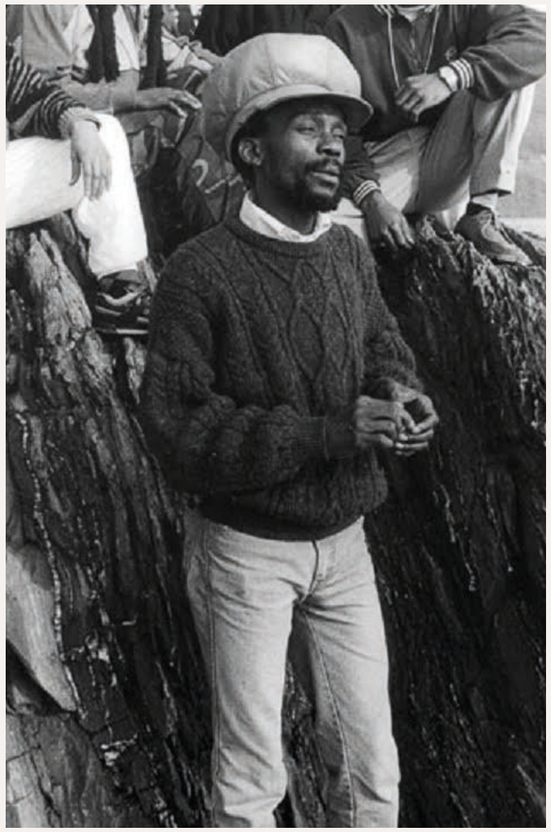
Mag. Beate Mayr-Kniescheck ist seit 1997 hauptberuflich Journalistin und Kommunikationsberaterin. Zuvor studierte sie Wirtschaft mit den Schwerpunkten Sozialethik und Verlagsmanagement.

Schaukasten

Oksana Kyzymchuk

Jens-Philipp Gründler

„It must be a dream“
Der Reggae-Künstler Bim Sherman



Das in meinen Augen beste Konzert, welches ich je besuchte, fand 1999 im Münsteraner Club „Gleis 22“ statt. Auf der Bühne stand der von mir abgöttisch verehrte jamaikanische Sänger, Musiker und Songwriter Bim Sherman, intonierte mit sanfter, *goldener* Stimme seine emotional mitreißenden Songs. Wenn ich mich recht erinnere, begann die ätherische Performance mit dem von mir immer wieder im Autokassettendeck abgespielten Track *It must be a dream*. So oft hatte ich die Playtaste an dieser Stelle gedrückt, dass das Tape leierte. Die Aufnahme stammte von Shermans 1997er LP gleichen Namens, auf welchem sich die erste Garde britischer Produzenten versammelte, um dem stets bescheidenen auftretenden Reggae-Tenor aus Westmoreland, Jamaika, zu huldigen, indem sie dessen Kreationen remixten. Ein Jahr zuvor war Bim Shermans von der Kritik überschwänglich gelobtes Meisterwerk *Miracle* erschienen, welches der *Rolling Stone* als „Wunderplatte“ bezeichnete und vom Magazin *Gitarre & Bass* „wahrer Balsam für die Ohren“ genannt wurde. Das Electro-Trio Groove Corporation eröffnete diesen Reigen abwechslungsreicher, mal dubbiger, mal eher poppiger Versionen von Bim Shermans Schöpfungen mit einem deutlich vom Roots Reggae geprägten Remix des Titels *My woman*. Tim Simenon, bekannt als Remixer und Produzent von U2 und Neneh Cherry, steuerte seine Drum and Bass-lastige Interpretation des Stücks *Missing you* bei. On-U Sound-Gründer Adrian Sherwood, ein alter Weggefährte des als *„reggae´s sweetest voice“* geltenden Künstlers, veredelte den magischen Song *Simple Life* und der ebenfalls aus dem Umfeld jenes legendären Londoner Labels stammende Skip McDonald versah das sphärische *Lovers Leap* mit Echo-Klängen.

Als am 17. November 2000 bekannt wurde, dass Sherman an den Folgen einer Krebserkrankung in der britischen Hauptstadt verstorben war, lauschte ich mehrere Tage lang ausschließlich seinen Kompositionen, um meiner tiefen Trauer Ausdruck zu verleihen. Jarrett Lloyd Vincent, so sein Geburtsname, hatte mit seiner Musik mein Herz berührt. Und so gedachte ich seiner, indem ich das überirdische Konzert, dem ich 1999 beiwohnen durfte, Revue passieren ließ. Mittels eines Trommelwirbels leitete die Band damals Bim Shermans Auftritt ein, Keyboarder und Trompeter spielten das einprägsame Hauptmotiv von *It must be a dream* und danach setzte der betörende, beruhigend wummernde Bass ein. Elegant in Schwarz gekleidet, bewegte sich der dem Rastafarianismus anhängende Performer gemessenen Schrittes auf die Bühne, schüttelte die schulterlangen, unter einer ledernen Mütze hervorragenden Dreadlocks, um den Song anzustimmen. Sofort zog der dünne, vollbärtige Jamaikaner das Auditorium in seinen Bann: *„Take you away / from the one you love so madly / from the one you need so badly / I have to say it is a miracle / I have to wake up out of my dream / It must be, this must be a dream / I just don´t know how it happens to me / It´s only heaven can tell me...“*. Bis zu diesem speziellen Abend hatte ich nur die Neubearbeitungen von Shermans Stücken gekannt, aber nicht die Roots Reggae-Versionen. Die fünfköpfige Band schien direkt aus den Siebzigerjahren zu stammen, diesen Schluss ließ zumindest deren umwerfender Sound zu. Bei den Alben *Miracle* (1996), *It must be dream* (1997) und *What happened* (1998) hatte es sich um musikalische Experimente gehandelt. Ersteres wurde von einem kompletten, indischen Klassik-Orchester in Bombay eingespielt; Shermans 1970er *roots tunes* bekamen auf diese Weise einen neuen, frischen Anstrich, und eröffneten ihm andere Hörerschichten. Ein Redakteur von *Die Zeit* widmete dem Album *Miracle* eine lange, euphorische Besprechung. Der Erfolg war so groß, dass im Jahr nach der Veröffentlichung die Idee entstand, das gesamte Werk zu remixen. Diese musikalische Verneigung verschiedener Produzenten und Remixer vor Sherman war es, über die ich mir dessen Œuvre erschloss. *Miracle*, dieses klassische, von göttlicher Stille dominierte Wunderwerk, hörte ich mir erst an, nachdem ich das Remixalbum in und auswendig kannte. Danach beschäftigte ich mich mit *What happened*, jenem Crossover von indischer Musik und Reggae.

Erst nach dem Konzert in Münster wurde mir richtig klar, dass Sherman viele seiner atemberaubenden Produktionen bereits in den 1970ern eingespielt hatte. An jenem Abend im Jahre1999 entdeckte ich die Wurzeln des immer wieder Rastafari-Themen in seinen Songs reflektierenden Künstlers und damit die Quelle seiner Inspirationen. Sherman bot im kleinen Club „Gleis 22“ seine Klassiker, aber auch Neueres dar, und vergrößerte damit meine Begeisterung noch erheblich. Nicht allein der himmlische Gesang war es, der mich faszinierte, auch der Inhalt seiner oftmals mantraartigen, von kosmischer Energie getragenen Lyrics trug dazu bei, dass ich diesen einzigartigen Auftritt niemals vergessen werde. Der Groove wirkte unmittelbar auf Beine und Herz, Bass und Perkussion vereinigten sich zu einer Soundwand, die ich in dieser Form nie wieder erlebt habe. Von dem Musikgenie selbst ging eine auf das Publikum übertragene Ruhe aus, ein Wissen um den unwiderstehlichen Zauber der eigenen Kreationen. Shermans Botschaften mögen simpel erscheinen, handelt es sich doch um repetitiv formulierte Bekenntnisse zum Glauben an die allumfassende Liebe und einen universalen Gott. Man ist geneigt, Worte wie Weisheit und Harmonie im Munde zu führen, während man die unvergleichlichen Texte studiert. Bescheidenheit und Aufrichtigkeit spielen im Denken der Rastafari wichtige Rollen, aber auch das Missionieren durch Musik hat seinen Platz im Kosmos der Religionsgemeinschaft. *„There´s no danger in your love“*, ist ein solcher Vers, der mich lehrte, der eigenen Liebe zu trauen und sie stets, gerade auch im Alltag walten zu lassen.

Der im Südwesten Jamaikas geborene Jarrett Lloyd Vincent verwendete, wie viele von der Insel kommende Musiker und Sänger in den 1960ern und 1970ern, verschiedene Alias, so etwa Lloyd Tomlinson, J.L. Vincent oder eben auch Bim Sherman. Da die Künstler von Label zu Label zogen, ergab sich die Notwendigkeit, unterschiedliche Namen zu benutzen, vergleichbar mit den Namenswechseln von nordamerikanischen Blues-Interpreten, die häufig ihren Aufenthaltsort änderten. Die Namen Vincent und Tomlinson kamen von Shermans Vater und

Mutter, denen der junge Musiker sehr verbunden war. Er ging regelmäßig in die Messe und die Sonntagsschule. Später dann besuchte Sherman lokale Dancehalls und beschloss, mit einem seiner Brüder nach Kingston zu gehen, um Musik zu machen. *„I always knew I could make the music, ever since I was small and it was all I wanted to do. I remember growing up and listening to it, singing along with it and feeling the power of it, which is the other side of roots, and feeling light-headed…“*, erinnerte sich Sherman. Um Geld zu verdienen, betätigte sich Sherman in den frühen Siebzigerjahren als Fischer und Elektriker. In der jamaikanischen Hauptstadt erwies es sich als äußerst schwierig, von der Musik leben zu können, und doch landete Sherman mit seinem Album *Love Forever* einen Achtungserfolg. Um aber hauptberuflich Sänger und Vokalist sein zu können, suchte Sherman sein Glück im Vereinigten Königreich, nachdem er 1979 an der *Roots Encounter*-Tour teilgenommen hatte. In England traf Sherman dann auf den sein Werk verehrenden Reggae-Produzenten Adrian Sherwood, der zu jener Zeit das bis heute wegweisende Label On-U Sound Records ins Leben rief. Der Kopf der in London residierenden Plattenfirma hatte Shermans Karriere verfolgt und zeigte sich begeistert, dass dieser mittels seiner fragilen Stimme und feinsinnigen Texte für On-U Sound aktiv wurde.

In Münster beschlossen Sherman und seine Band den magischen Abend mit dem von einer Trompete eingeleiteten, zum Frühwerk zählenden Song *My whole world*. Von einem wiederkehrenden, auf der Orgel gespielten Loop, geprägt, präsentierte die musikalisch bestens aufeinander abgestimmte Truppe dieses zeitlose Stück zusammen mit weiteren in Jamaika entstandenen, älteren Kreationen. *Golden stool* setzte mit sanften Basstönen ein und behandelt textlich Babylon, also die sündhaft lebende westliche Welt. Ein rechtschaffener Rasta, den es in den Sündenpfuhl verschlug, singt über seine Sehnsucht nach Afrika und die Repatriierung. Zum Abschluss bot Sherman eine Hymne auf die Rastafari dar, *Golden locks*. Mit dezenten Gitarrenklängen und trockenen, harten Beats endete das Konzert. Sherman verneigte sich, indem er voller Stolz seine goldenen Locken zeigte und verließ, behände tänzelnd die niedrige Bühne. Die Beastie Boys gaben einst zu Protokoll, dass sie sich den Himmel folgendermaßen vorstellen: Kratzige, knisternde Vinylsingles von jamaikanischer Herkunft werden in einer Endlosschlaufe abgespielt. Falls diese Vision von einem jenseitigen Paradies zutreffend ist, wie ich hoffe, wird Shermans Opus gewiss auf der elysischen Tracklist zu finden sein. Auf *Heaven*, dem Opener des Albums *What happened*, singt der unsterbliche Vokalist: *„Give thanks to heaven“*. Und genau das tue ich, wenn ich mich an jenes einzigartige Konzert in Münster erinnere.

Oksana Kyzymchuk

Oksana Kyzymchuk

Bernhard W. Rahe

HABITUS

Die Hände tief in den ausgebeulten Taschen seiner Jeans vergraben, steht Alejandro an Paco‘s Bar. Hinter ihm das geöffnete Ausgabefenster, an welchem der schwungvoll tänzelnde Kellner die ausgegebenen Bestellungen entgegennimmt, flink an die Tische bringt.

Sommer in Südspanien. Jetzt, in den angenehmen Abendstunden, an der Plaza de la Constitucion, steht er wieder – wie an jedem Abend. Die gewohnte, eigenartige Gestalt.

Nahezu angewurzelt, schräg ins Leben gestellt, wie Ringelnatz es damals von sich selbst behauptete. Der Protagonist eines sepiafarbenen Standbildes. Erinnerung aus alten Zeiten, ein Bild, wabernd in der Hitze, gefangen im Augenblick des andalusischen Abends.

Die Körperhaltung leicht gekrümmt. Das Gesicht die Silhouette einer beeindruckenden Nase präsentierend. Ein demolierter Zinken, der entfesselten Fäusten feucht-fröhlicher Nächte mehrfach unterlegen war.

Sein Blick streicht über die Tapas und Tortillas schmatzenden Touristen, die sich laut unterhalten. Fröhlich gestikulierende Einheimische, auch einige fremde Männer und Frauen. Ausgelassene, braun gebrannte Gestalten. Lebhafter Tourismus, angelockt von der südländischen Süße dieses stolzen Dorfes – mit dem Namen des Stieres.

Da steht er schon wieder, als wäre er in der vergangenen Nacht gar nicht erst fortgegangen. Neben ihm auch heute sein treuer Kamerad. Beide Figuren stehen an diesem nicht zu unterschätzenden, ehrwürdigen Platz, wo sich damals vermutlich, im Juli 1932, eine aufgebrachte Dorf- und Arbeiterschaft des Ortes versammelt hatte. Diese Plaza ist auch heute ein Ort der Zusammenkunft. Ein Platz der Hungrigen, der verschwitzten, durstigen laut durcheinanderredenden, ausgelassen trinkenden und essenden Fraktion der Fremden.

Aus ganz Europa kommen die Menschen daher. Die Sonne trocknet sie aus, brennt ihnen auf der Haut, macht die Gelenke beweglich, lähmt die denkenden Hirne des urlaubenden Volkes. Die Sinne und Gelüste frei. Durstig, lebenshungrig, das Glück weit greifend, großräumig, unkompliziert.

Die Vergangenheit der früheren Großväter und Väter scheint heute keinen mehr zu interessieren.

An einem Tisch sitzen mehrere Engländer mit ihren Frauen. Lautes, betrunkenes Geschrei, exaltierte Bewegungsabläufe, verlutschte Intonation. Witze, die man sich im Club erzählt. Einer mit gezwirbeltem Knebelbart macht soeben den Kellner fertig. „Ich lasse hier verdammt noch eins so viel Geld und werde nicht gut bedient. Ich warte schon Äonen hier auf mein fucking beer.“

Der Kellner ist flink. Bemüht sich, lächelt, mäandert mit seinem Tablett elegant durch die Tischreihen. Er ist eine Art Choreograph. Dafür wird er bewundert,

geliebt, mit Trinkgeld bedacht. Der Engländer ist griesgrämig, ungerecht – postkolonialistisches Auftreten. *Ein Scheißtyp*, sinniert der Barbesitzer, der die Allüren des feisten, aber arglos konsumierenden Briten kennt.
Alejandro wirkt wie Luky Luke. Der hätte es den Faschisten vielleicht gezeigt, damals. Er wäre schnell gewesen. Schneller noch als die Unterdrückerdaumen und die Finger an den Abzügen der maroden Waffen, zügiger als der eigene Schatten.
Großspurig, mit zögernd gemessenen Bewegungen fischt er sich jetzt eine Zigarette aus dem Päckchen. Schnippt die bläuliche Flamme aus der Düse heraus, brennt den Tabak an. Die Glut leuchtet rot und hell auf, frisst sich in das Stäbchen hinein, leise knisternd, gierig.
Manche Männer – sie sind noch sehr jung – haben keine oder eine schlecht bezahlte Arbeit. Das erinnert an die damaligen Schicksale der Väter und Großväter, die oftmals hungern mussten.
Der schmächtige Kerl dort, der immer am Fenster steht und deutsches Bier trinkt, hat gegenwärtig keinen Job. Er wohnt mit seiner alten, hinfälligen Mutter in einer bescheidenen, putzbröckelnden Wohnung ganz unten im Dorf. Da, wo die Markthalle ist, mit den ranzigen Mülltonnen davor.
Alejandro steht da an der Bar, mit einer grünen Bierflasche in der Hand. So wie ein Westernheld. Sehr cool, breitbeinig, noch unter vierzig, ohne segensreiche Schulbildung, mit einem prüfend schweifenden Blick.
Zieh, so zieh doch endlich deinen Revolver.
Luky Luke zieht aber nicht. Er greift in seine Hosentasche. Gekonnt befördert er ein Feuerzeug ans Licht, schnippt eine gemessene Flamme heraus, gibt der hübschen, blondierten Spanierin neben sich Feuer. Seine Augäpfel prüfen die junge Lady. Sein Scharfblick stolpert furchtlos und frech wandernd über die weiblichen Konturen der jungen Frau. Sie nickt kurz, wendet sich zu ihren Freunden ab, wo sie mit schriller Stimme, mit rasendem Sprechtempo wieder in das Thema von eben zurückgleitet. Was der Mann mit dem Feuerzeug hier offenbar observiert, weiß keiner. Allenfalls ist der zu klein und zu dick geratene Freund, der nicht von seiner Seite weicht, darüber aufgeklärt. Schon möglich, er ist beeindruckt von Alejandros Körperhaltung, von seinen Bewegungsabläufen, die sich aber irgendwie nicht zu einem wahren, großkotzigen Kerl, der den Habitus eines Helden, eines coolen Jungen demonstriert, fügen wollen.
Eine unklare Schwermut, die subtile Art der Lächerlichkeit, die ihn umgibt, dieses zersprungene Bild eines intuitiv Theater spielenden Mannes erzeugt etwas Asynchrones. Dieses ahnen gegebenenfalls die Menschen, die bereit sind, ein paar Minuten ihres aufgewühlten Daseins darauf zu verwenden, den Mann verstehen zu wollen. Die seine großspurig anmutende seelisch-körperlich gegeneinander spielende Erscheinung zu ergründen wünschen.
Den meisten Mitbewohnern erscheint Alejandro völlig unauffällig. Er ist so, wie er ist. Ein Mann, der an der Bar steht, raucht, trinkt, redet, Feuer gibt.
Er spricht zu seinem Freund, der an Sancho Panza erinnern mag. „Otra cerveza, amigo mío?“
Der Dicke nickt steif, greift zu. Becks Bier – aus Bremen. „Saludos mi amigo!“
Alejandro kennt hier jeder. Er spricht im Laufe eines Abends, bis es kühler, nächtlich angenehm geworden ist, mit vielen Leuten. Von den meisten Männern erntet er Akzeptanz.

Die Frauen sind amüsiert aber nicht interessiert. Von zwei drei Spaniern wird er nicht ernst genommen. Er verkörpert etwas, was sie verunsichert, verwirrt, zeitweise nervt. Gelegentlich ist er als komische Figur der Held des Abends. Bei den spanischen Frauen hinterlässt er einen durchaus liebenswerten, aber nicht bis zum nächsten Morgen währenden, nachhaltigen, mannhaften Eindruck. Sie nehmen ihn nicht zu sich mit nach Hause.
Ihnen entzieht sich eine kleine Tatsache. nämlich wie cool, wie unbegreiflich skurril und lässig dieser junge Mann auf wachsame, aber naive Touristen wirken kann. Alejandro ist an schlechten Tagen missgestimmt oder bekümmert, weil eine Ahnung in ihm erwacht ist: die Vermutung über die Unvollkommenheit seines von elementaren Sehnsüchten geprägten Lebens. Da hilft ihm immer öfter das Bier einer norddeutschen Stadt. Diese kühle Erkenntnis aus den grünen deutschen Flaschen. Das Leben hängt dem Mann wie ein zerschlissenes Heldentuch an Körper und Seele. Angetrunken fühlt er sich beachtet, wertvoll, geschätzt. Wenn er sich selbst dann Flasche um Flasche vergisst, fühlt er sich gut, angenommen, wichtig.
Sein Großvater war übrigens ein wirklicher Held im Spanischen Bürgerkrieg. Für kurze Zeit nur. Ein zu betrauernder Kämpfer, der über sein Heldenstück nicht mehr nachdenken konnte. Kopfschuss.
Sein Vater, ein katalonischer Taugenichts, gedankenloser Don Juan und Trinker. Lieber wäre Alejandro ein lebenskräftiger Großvater an seiner Seite gewesen als ein rostiger Siegesstern hinter stumpfem Glas im windschiefen Holzrahmen. Dort, auf der Anrichte, wo die Familienbilder stehen. Wie gerne hätte er zu einem wahrhaftigen Vater aufgeschaut, der mit ihm vielleicht in die Stierkampfarena nach Malaga gegangen wäre, statt in einer dunklen Posada betrunken über dem Tisch zu hängen.
Für seine kranke Mutter, die er seit Jahren pflegt, als wäre es das Natürlichste in der Welt, ist Alejandro so etwas wie ein Held. Ein Held, dem nur der Krieg, der in ihm selbst tobt, etwas anhaben kann. Das ahnt die alte Frau. Mag sein, so eine Art Ritter der traurigen Gestalt ist er.
Don Quijote, immerhin, war ein Held. Zwar mit Papphelm, aber ein Held. Mit einer ungebrochenen, reinen Seele im Leib, einem starken Herzen in der Brust, welches für eherne Grundsätze schlug.
Was wissen schon die anderen auf der Plaza?, denkt Alejandro. *Sie wissen gar nichts!*
Wenn er spät heimkehrt, angetrunken, umnebelt, den Ort einer verschollenen Heiterkeit nicht wiederfindend, streicht er seiner kranken, alten Mutter zärtlich über die kalte, nasse Stirn.
Er drückt dann lange ihre Hand. Manchmal fragt er sich ganz unvermittelt – und die Frage scheint aus einer anderen Welt zu ihm hinüber zu wehen –, was all die grünen Flaschen aus Deutschland wohl sagen würden, wenn ihnen ein Mund zum Sprechen gewachsen wäre.

Bernhard W. Rahe, geboren 1954 in Bremen. Handwerkslehre, Architektur- und Ingenieurstudium. Stu-dierte ein paar Semester Literaturwissenschaft und Philosophie an der Uni Bremen. Veröffentlichung von Sonetten und Prosa (Novelle und Roman). Mitwirkung in An-thologien und bei Veranstaltungen mit Literatur und Musik. Zahlreiche Lesungen.

Schaukasten

Oksana Kyzymchuk

× *Oksana Kyzymchuk*

Die Spiegelung im Werk

Oksana Kyzymchuk im Gespräch mit der **experimenta**

experimenta:
Liebe Frau Kyzymchuk, Ihr künstlerisches Œuvre ist umfassend und faszinierend. Es erstreckt sich über die Bereiche Fotografie, Malerei, Literatur, aber auch die wunderschön kolorierten „Luftgeister"-Skulpturen zählen zu Ihrem Output. Könnten Sie freundlicherweise kurz schildern, wie Sie zum kreativen Schaffen kamen, und auf welchem Sektor Sie anfänglich arbeiteten?

Oksana Kyzymchuk:
Lieber Herr Gründler, vielen Dank für Ihr Interesse. Ja, es war eine lange Entwicklung, seit ich nur denken kann. Als Kind sah ich mich als Künstlerin und träumte davon, Malerin zu werden. Es gab Zeiten, in denen ich, rational gesehen, meinen Traum aufgeben wollte, aber glücklicherweise bin ich noch dabei. Meine Kunst ist ein wichtiger Teil von mir. Nach dem zweiten Studium in Deutschland konzentrierte ich mich hauptsächlich auf das Medium Fotografie, indem ich meine Heimat monatelang bereiste. Hinterher entdeckte ich neue Kunstformen, zu denen ich einen natürlichen Zugang bekam. Unterwegs begann ich neben der Fotografie zu schreiben, zu filmen, zu singen.

Wenn man der Sache treu bleibt und diszipliniert arbeitet, geht die nächste Tür auf. Es ist nur wichtig, die Prioritäten zu richtigen Zeiten zu setzen und sich gleichzeitig nicht auf allzu viele Medien zu konzentrieren.

experimenta:
Jeden wahren Künstler treibt etwas an, denn ein solcher muss m.E. einen eigentümlichen Blick auf die Welt haben. Dieser entsteht aber erst nach und nach. Bezüglich Ihres Werks lässt sich eine ganz eigene Bildsprache ablesen. Würden Sie verraten, wie Ihr Motiv aussieht, Ihre Philosophie oder artistische Sichtweise, auch im Hinblick auf das Weltgeschehen?

Oksana Kyzymchuk:
Die künstlerische Wiedergabe ist nichts anderes, als die Spiegelung von sich selbst im Werk, die persönliche Wahrnehmung der Welt, die Interpretation der Umwelt anhand der eigenen Sprache, sozusagen, das Projizieren des Inneren nach Außen. Es ist sinnlos das zu wiederholen, was schon längst vorhanden ist. Kunst verlangt die persönliche Transformation. Unter dem neuen Blickwinkel auf die Welt zu schauen, die neue Sprache, die eigene Präsenz der Form und Linie, der neue Klang muss immer eine persönliche Note in sich tragen. Ein Künstler zu sein bedeutet, nicht nur ein guter Handwerker zu sein, was auch erforderlich ist, sondern auch die geistigen Schänken offen zu halten, in sich hinein zu schauen, wo alle Antworten schon in der passenden Schublade vorhanden sind. Ich denke, dass es heute besonders schwer ist den Zugang zu sich selbst nicht zu verlieren. Im Rausch des Alltags und mit den Vorschriften der Gesellschaft fällt es uns schwer, sich mental abzugrenzen und sich zu fragen, was uns das Innere für Signale gibt.

experimenta:
Der kreative Impetus geht mit einer ureigenen Herangehensweise einher und wirkt sich auch auf Techniken sowie Arbeitsmaterialien aus. Haben Sie diesbezüglich bevorzugte Mittel im Rahmen Ihrer Arbeitsweise?

Oksana Kyzymchuk:
Mich inspiriert das Material, der Ursprung, die Geschichte, die Haptik des Stoffes, mit dem ich mich auseinandersetze. Ich gehe dabei sehr intuitiv vor. Meine Herangehensweise ist neu, diese Freiheit hatte ich erst vor etwa zweieinhalb Jahren für mich gewonnen. Ich neige nicht mehr zum Perfektionismus, sondern eher durch das Kindliche, Spontane, Intuitive möchte ich vor allem mich selbst überraschen. Wer soll sich schon über meine Werke wundern, wenn meine Kunst mich selbst nicht beeindruckt? Ich verstehe meine Arbeit immer mehr später. Nicht immer entsteht die Liebe auf den ersten Blick. Meine Kinder werden manchmal abgestoßen und dann zurück in die Familie geholt. Es braucht Zeit, sich mit dem Unbewussten auseinander zu setzen. Ich muss mich selbst in meiner Kunst entdecken, die Themen, die sich wiederholen, die Symbole, die Farbpalette, die zu verschiedenen Phasen so unterschiedlich zusammengestellt ist. Ein künstlerisches Feld ist grenzenlos und unerschöpflich. Ich verwende oft alte Briefe, schwarz-weiße Fotos, die

alten Dokumente. Es braucht manchmal Zeit, bis man das Material entdeckt und sich von dem Stoff inspirieren lässt, bis das fertige Kunstprodukt sich festlegt. So war auch mit meinen bemalten Schmuckketten, oder mit den Austernschalen, die mich durch die feine porzellanartige Struktur angesprochen hatten, und die ich mit Linien und Strukturen zeichnerisch verzierte. Es geht immer um den Ursprung, wer wir sind und wo und auf welche Art und Weise das Material geboren wurde. Einfach über die Grenzen hinaus schauen…

experimenta:
Ihr 2016 erschienener Bildband „Kindheit unter Eichen“ fand große Beachtung und enthält auch einen Erlebnisbericht. Die atemberaubenden Fotografien zeugen von großer Liebe zum Sujet und den Portraitierten. Auf dokumentarische Weise kommen Sie den Menschen, die Sie begleiteten, sehr nahe. Wie war es, auf diese fast schon intime Art und Weise zu arbeiten?

Oksana Kyzymchuk:
Es war eine sehr bereichernde Zeit, die mich veränderte. Ohne diesen Pilgerweg wäre ich nicht Oksana von heute und in meiner grafischen bzw. malerischen Vorgehensweise wäre ich heute nicht so frei. Alles hängt eng zusammen. Es waren tolle Menschen, denen ich auf meinen Reisen begegnete. Es waren schwere Schicksale, freudige Situationen, das Leben mit vielen Farben und Kontrasten. Ich lernte nicht nur das Menschliche, sondern auch mich selbst besser kennen. Es war nichts anderes wie Selbstsuche. Erst später hatte ich es begriffen. Man kann nicht in zwei Worte fassen, was ich während insgesamt einem Jahr auf Reisen erlebte. Neben der Anstrengung wurde ich immer mit herzlichem Empfang und Vertrauen belohnt. Nicht nur die Türen gingen auf, sondern auch die Herzen. Es waren sehr kostbare Erfahrungen, die ich nie missen möchte.

experimenta:
Auch Ihr malerisches Werk ist von intimen Momenten geprägt. Beeinflussen sich Fotografie und Malerei wechselseitig?

Oksana Kyzymchuk:
Wie schon gesagt, wäre ohne die realistische Fotografie meine freie Entwicklung in der Grafik und Malerei nicht möglich. Das Vertrauen zu den Menschen, zu Gott, bzw. zur höheren Kraft und zu sich selbst brachte mich zu der neuen Ausdrucksform, die ich heute ausübe. Meine realistische Fotografie zeichnet sich durch menschliche Nähe aus, ohne die menschliche Würde zu verletzen, dabei ganz im Moment zu sein. In meinem malerischen Werk bin ich auch im Moment voll dabei, indem ich meine Linie ununterbrochen auf dem Papier tanzen lasse. Es geht hier auch thematisch um menschliche Beziehungen, die Liebe, Spiritualität, Natur. Große Bedeutung hat auch das Spiel der Kontraste, Differenzen und Gemeinsamkeiten.

experimenta:
In der Betrachtung Ihrer Zeichnungen kamen mir zuerst Vergleiche mit Picassos grafischem Werk in den Sinn. Aber auch an die Arbeiten der ungarisch-amerikanischen Künstlerin Rita Ackermann musste ich denken. Haben Sie künstlerische Vorbilder?

Oksana Kyzymchuk:
Es ist mir lieber, wenn meine Kunst Oksanas Kunst genannt wird. Sicher nehmen wir wie mit der Muttermilch Einflüsse von Außen auf. Jeder kennt die Kunst von Pablo Picasso und vor allem seine künstlerische Freiheit und Vielfalt. U.a. hatte ich seinen künstlerischen Werdegang sorgfältig studiert. Sicher verfolge ich die neuen Kunstrichtungen und lasse die neuen Inspirationen auf mich wirken. Es bedeutet nicht, dass fremde Werke und Stile kopiert werden, sondern im neuen Kontext wieder abgerufen. Immer aufs Neue sich hineinstürzen und sich überraschen lassen. Ich finde es höchst uninteressant, Werke nachzuahmen. Es ist aber sehr wichtig in der Kunst zuhause zu sein, möglichst viel aufzunehmen, die Komposition wahrzunehmen und zu lesen. Mein erstes Studium der Kunstgeschichte und meine weiteren Umwege im Bereich der Kunst waren bei der Entwicklung eines Kompositionsgefühls sehr hilfreich.

«Ohne Frage ist die Ukraine mein Kraftort.»

experimenta:
Auffallend ist, dass Ihre Grafiken von kleinem Format, etwa von Briefgröße, sind. Wie kamen Sie dazu, derartige Miniaturen zu kreieren?

Oksana Kyzymchuk:
Es gibt eine plausible Erklärung. Von einem Freund bekam ich eine Kiste mit alten schwarz-weißen Fotos und mit Briefen. Die ganz persönlichen Dokumente sollten entsorgt werden. Es hat mir schon immer weh getan,

wenn alte Fotoalben nach dem Tod der Angehörigen einfach weggeworfen werden. Ich fühlte einen persönlichen Bezug. Somit lasse ich mich von der Linie, von den Flecken, Rissen auf dem Papier, der Schreibweise und der Handschrift inspirieren und auf diese Art und Weise möchte ich diese vergangene Zeit ein Stück retten und neben meiner malerischen Arbeit verewigen.

experimenta:
Thematisch und motivisch handelt es sich bei Ihren Zeichnungen zum Beispiel um bukolische Szenen, aber auch die Erotik spielt eine große Rolle. Könnten Sie erläutern, auf welchem Wege Sie Ihre Themen und Motive wählen?

Oksana Kyzymchuk:
Es geht um die Erotik, es geht um die menschliche Nähe, um das Teilen und Zusammensein, um das harmonische Zusammenspiel von Yin und Yang. Ich erlaube es mir zu behaupten, dass meine Kunst ein Stück mehr weiblich als männlich ist. Alma Mater, eine Göttin, eine Mutter, eine monumentale Frau steht im Mittelpunkt. Die starken Frauen, denen ich auf meinen Reisen begegnete, zeigten mir die grenzenlose Liebe und die Fähigkeit sich zu verschenken. Die Besucherinnen meiner Ausstellungen sehen mehr die Sinnlichkeit im Bild, die männliche Wahrnehmung entschlüsselt auf den ersten Blick mehr den erotischen Aspekt. Es bedeutet nicht, dass meine Werke die Männer weniger ansprechen, sondern es gibt Abweichungen in der Interpretation der Dinge. Ich freue mich, wenn verschiedene Interpretationen zugelassen werden. Jeder handelt und fühlt aus den eigenen Erfahrungen. Die freie Interpretation des Betrachters ist mir wichtig, damit er sich hineinversetzen und sich selber im Motiv entschlüsseln kann.

experimenta:
Ihr Werk, das fotografische wie auch das malerische, zeugt von einer gewissen überbordenden Lebenslust. Ein eigener Stil ist unverkennbar, insbesondere im Hinblick auf die Gestaltung der Gesichter. Mittels meisterhafter Linienführung erzeugen Sie Prägnanz und Unverwechselbarkeit. Kann man sagen, dass die in der Ukraine entstandenen Fotografien eine Art Essenz Ihres Schaffens darstellen, einen Kern – oder eine Heimat – zu dem Sie wieder und wieder zurückkehren?

Oksana Kyzymchuk:
Ja, ich strebe nicht mehr nach der äußeren Schönheit bei der Darstellung meiner Figuren. Die Grazie der Linie, fließende Form, der Mensch und die Natur, die Vergänglichkeit, die Liebe als die Essenz des Lebens, die bukolischen Szenen mit dem Streben nach Ruhe und Harmonie. Die Betrachter sollen direkt berührt werden. Ja, sicher, es hat mit mir und mit meinem Ursprung und mit meinen Begegnungen zu tun, die mich zum neuen Menschen „erzogen“ haben. Wir sind im stetigen Wandel und es ist gut so. Zwar lebe ich schon seit fünfzehn Jahren in Deutschland, aber ein großer Teil meines Herzens gehört weiterhin meiner Heimat. Die ukrainische Sprache, die Gesänge, die

Luft dort und der weite ukrainische Himmel mit den Kornfeldern und mit den leuchtenden Sternen. Ohne Frage ist die Ukraine mein Kraftort. Alles was im Lande passiert, neben der Korruption, der Okkupation der ukrainischen Territorien von Russland und die schwierige Lage im Lande nimmt mich sehr mit. Viele positive und faszinierende Seiten eröffnet dieses Land, wenn man sich auf die Reise macht. Meine ersten Kindheitserfahrungen spielten sich inmitten der Natur ab. Und spätere Reisen unter Fremden zelebriere ich immer wieder in meiner Erinnerung.

experimenta:
Eine letzte Frage betrifft noch einmal die Inspiration in Bezug auf Ihr tägliches Schaffen. Haben Sie bestimmte Rituale? Benötigen Sie gewisse Voraussetzungen, um kreativ werden zu können?

Oksana Kyzymchuk:
Ich muss nur wissen, dass ich keinen Druck habe. Dass ich mir Zeit für mich und meine Kunst nehmen kann. Es ist intim und ich muss bei mir sein. Ich bin so dankbar, dass ich meinen Weg gehen darf. Ich lasse schönen Jazz oder klassische Musik im Hintergrund laufen, bei trübem Wetter zünde ich eine Kerze an, bereite eine Tasse Tee zu. Zwischendurch liebe ich es auch, mir Pausen einzuräumen und ein Stündchen ukrainische Lieder zu singen und an meinem Gesang zu arbeiten. Einfach zur Ruhe zu kommen und dem Pinsel einen rhythmischen Takt geben. Und alles passiert von selbst.

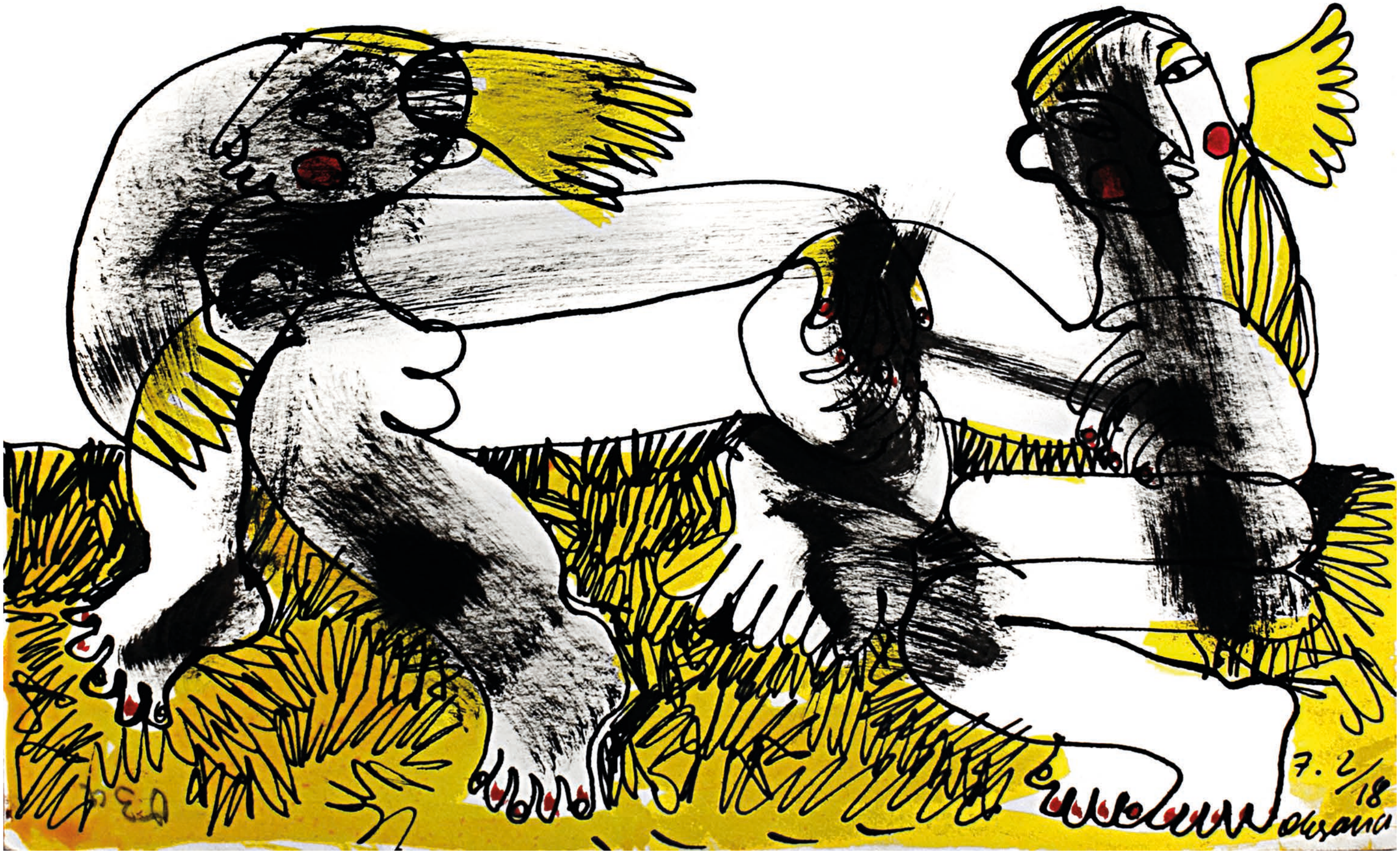
experimenta:
Ich danke Ihnen sehr herzlich!

Das Interview mit Oksana Kyzymchuk führte Jens-Philipp Gründler.

× Oksana Kyzymchuk

Schaukasten

Oksana Kyzymchuk



Birgit Andrea Sembach

Frau Ulmann muss ins Heim

Frau Ulmann muss ins Heim. Bluthochdruck, Demenz, ein schlecht verheilter Oberschenkelhalsbruch. Es geht nicht mehr. Die Sozialstation hat einen Zivi geschickt, der die Umzugskisten packt. Das Haus muss geräumt werden, es gibt viel zu tun. Schmal und mit wirrem weißem Haar sitzt Frau Ulmann in ihrem Sessel und beobachtet den Zivi argwöhnisch. Wer ist das und was will er hier?

Gerade packt er ihr Kaffeeservice aus der Vitrine in Zeitungspapier, das mit dem goldenen Rand. Jedes Tässchen und Tellerchen einzeln. „Zum Sperrmüll“ hat er auf den Karton geschrieben.

Ich stehe mit Max im renommiertesten Haushaltswarengeschäft Stuttgarts. Die Verkäuferin hat zu viel roten Lippenstift aufgelegt. Mit glänzenden Augen suchen wir uns das schönste und teuerste Kaffeeservice aus, sein Geschenk für mich zum ersten Hochzeitstag.
„Was meinst Du, Schatz, das mit den Blümchen oder das Goldumrandete?“
Der Stolz in seiner Stimme ist unüberhörbar, dass wir uns das leisten können. Die Verkäuferin ist sehr nett und lässt uns alle Zeit der Welt. Schließlich haben wir uns entschieden und sie packt die einzelnen Teile in Kartons ein, jedes Tässchen und Tellerchen einzeln. Ich bekomme die schwere Tüte überreicht und bin so glücklich, als wir durch die dunklen Straßen nach Hause laufen. Auf dem ganzen Heimweg albern wir herum und kommen nur langsam voran, weil das Service so groß und so sperrig ist.

„Frau Ulmann, soll ich diesen Babyschuh auch einpacken, oder kann der weg? Den zweiten finde ich hier nicht“.

Der gehäkelte Babyschuh, einst war er blütenweiß, nun ist er grau. Mutter hat ihn gehäkelt für Alex, meinen kleinen Bruder. Alex, den ich fest an mich drücke. Es ist kalt, so kalt. Nur vorwärts, die Russen sind uns auf den Fersen. Hinter uns die Heimat, vor uns das weiße Nichts. Karawanen von schlurfenden, schwarzvermummten Gestalten. Kopftücher und Schals gegen die Eiseskälte tief ins Gesicht gezogen. Alex ist so still geworden. Ich lege ihn in den Schnee am Wegrand, eine kleine, erfrorene Gestalt, er hat es nicht geschafft. Der Weg ist gesäumt von diesen kleinen, erfrorenen Wesen. Die Schande der Menschheit. Leb wohl, kleiner Alex. Nein, halt, ein Andenken von dir brauche ich noch. Bitte verzeih, ich werde deinen Schuh mitnehmen, damit ich dich nicht vergesse.
Nun weiter, bloß weiter.

Die alte Frau im Sessel gibt keine Antwort und stiert nur geradeaus. Zur Sicherheit legt der Zivi den Schuh in den Umzugskarton, vielleicht war der mal wichtig.

Hinter dem Schreibtisch, der schon zur Hälfte leer ist, liegt eine Kinderzeichnung. Der Zivi zieht sie hervor.

„Alles Libe zum mutertak“
steht unbeholfen darauf. Am unteren Rand ist ein großes Polizeiauto gemalt.

„Mama, Mama, aufwachen. Schau, was ich dir gemalt habe“.
Ich tue erst so, als schlafe ich noch. Dann packe ich den kleinen Knirps, der da rittlings auf meiner Bettdecke hockt und ziehe ihn in meine Arme. Da kreischt er auf, halb vor Schreck, halb vor Vergnügen. Ich betrachte das Bild. Bin gerührt. Mein kleiner Prinz, schon so groß.
„Was soll denn das Polizeiauto auf dem Bild?“ „Das soll dich beschützen, wenn’s dir mal nicht gutgeht“. „Aber du beschützt mich doch schon“.

Frau Ulman wird plötzlich ganz komisch. Was macht der junge Mann hier in ihrem Haus und warum packt er alles in einen großen Karton? Panik befällt sie, sie versucht, ihn am Kragen zu packen, sie hat noch eine erstaunliche Kraft. Aber der junge Mann redet ruhig auf sie ein, er spricht von einem Umzug. Ach ja, das war es. Sie sollte umziehen.

Der Zivi hat in der Schreibtischschublade ganz hinten eine verstaubte Plastikrose gefunden. Die kommt in den Müllbeutel. Die alte Frau jedoch streckt wortlos die Hand nach der Rose aus und als er sie ihr in die Hand legt, riecht sie an ihr und ihre Augen glänzen.

Ich stehe am Eingang der Kirmes in meinem geblümten Sommerkleid und das Herz klopft mir bis zum Hals. Ich habe mich mit Frank verabredet, Max weiß nichts davon. Ich fühle mich herrlich verrucht, Schmetterlinge führen wahre Tänze in meinem Magen auf.
Frank macht mir den Hof. Offen und unverhohlen. Ich labe mich an seiner Aufmerksamkeit und will nicht wissen, wohin das führt. Lachend nimmt er meine Hand und zieht mich zum Schießstand.
„Was soll ich Dir schießen?“ fragt er mich kokett und zwinkert mir zu.
„Die rote Rose da drüben,“ antworte ich nicht minder kokett, die Stimme eine Oktave zu hoch. Er legt an, schießt und trifft die kleine, rote Plastikrose. Galant überreicht er sie mir mit einem kleinen Knicks und sagt: „Für meine Rose“. Ich werde rot und klemme die Rose an meinen Ausschnitt. Später muss sie verschwinden, ganz hinten im Schreibtisch verstecke ich sie, damit Max sie nicht findet.

Etwas Platz ist noch im Karton. In einer Schublade findet der Zivi mehrere Pullover, einer davon ist zerrissen und verdreckt. Die Wolle riecht schon muffig, der Zivi rümpft die Nase. Ach was soll`s, auch der wandert in den Karton.

„Frau Ulmann, hier sind die Kleider Ihres Sohnes. Wir wollten sie nicht wegwerfen.“
Mein kleiner Prinz, er liegt auf der Straße, das Knie verdreht und der Kopf steckt noch im Helm. Ich sehe seine Augen nicht. Das Visier ist verdunkelt, das hat er sich extra so ausgesucht, „Sieht einfach cooler aus, Mama“.
Seine Yamaha liegt wie ein verwundetes Tier im Graben, Benzin läuft wie Blut aus ihr heraus. Noch in der Notaufnahme bekomme ich von der freundlichen Krankenschwester seine Kleider in einem gelben Sack überreicht, sie schaut an mir vorbei auf den Boden. Der Pullover, der schöne Neue, er ist ganz zerrissen. Er riecht noch nach ihm. Dann kann er auch nicht tot sein, nicht wenn sein Duft noch da ist. Den Pullover werde ich nie wieder geflickt bekommen.
Die alte Frau weint, alles geht ihr durcheinander und was soll dieser junge Mann da in ihrem Haus, der ihre Sachen in eine große Kiste packt. Ob sie um Hilfe rufen soll, vielleicht hört sie ja jemand.

Ihr Sohn, ob er hilft? Ach nein, der ist ja tot.
Oder der Bruder? Nein, erfroren.
Max, ihr Mann? Schon lange unter der Erde.
Frank, ihr langjähriger Liebhaber? Weiß der Teufel, wo der hin ist.

Verzagt starrt Frau Ulmann auf die grauen Pappkartons, in denen ihr Leben verschwunden ist.

Birgit Andrea Sembach, geboren 1969 in Stuttgart, arbeitet hauptberuflich als Betriebswirtin und lebt mit Ihrer Familie in Esslingen.

Schaukasten

× Oksana Kyzymchuk

Charles Stünzi

Das kleine Krokodil und die Nachtigall

There's a killer on the road
His brain is squirmin' like a toad
(aus: The Doors, "Riders on the Storm")

Es war einmal ein Krokodil, welches zu klein geraten war. Das ärgerte es sehr. Da es als eine Art Selbstbehauptung trotzdem gleichviel ass wie seine grösseren Artgenossen, wurde es - proportional gesehen - zunehmend korpulenter als diese. Sie machten sich lustig über den kleinen Dickwanst, aber nur dann, wenn er nicht unter ihnen weilte, denn er war aufgrund seiner Komplexe aggressiver als sie und trotz seiner Beleibtheit auch wendiger. Dann bildeten sie einen Kreis und krächzten immer wieder:

"So let us mock
at Little Croc
'coz he's as mad as a hatter
and getting fatter and fatter."

Natürlich hörte das kleinwüchsige Krokodil davon, hätte das aber nie zugegeben. Immer mehr verlegte es sich in der Folge darauf, noch kleinere Tiere zu tyrannisieren. Es schlich sich eines Abends vom Sumpf in einen nahe gelegenen Wald, den ihm der Rat der Oberkrokodile geschenkt hatte, um es wenigstens zeitweise loszuwerden. Dort, im Wald, war eine Nachtigall gerade dabei, ihr Nest zu flicken, welches ein aus einem Kuckucksei geschlüpfter Jungvogel mangels Dankbarkeit arg zerzaust hatte. Der junge Tunichtgut hatte gewusst, dass die Nachtigall aufgrund eines Geburtsfehlers nicht fliegen konnte - die Nahrung wurde von Familienmitgliedern eingeflogen - und dass er unbehelligt davonfliegen konnte, auch wenn er noch nicht der Schnellste war.

Als die Nachtigall beim Flicken eine Pause machte, sang sie. Sie sang gerne, und sie sang schön, ja betörend, wie es Nachtigallen zu tun pflegen. Das Krokodil war zwar stärker und grösser als die Nachtigall, aber singen konnte es nicht, obwohl es dies insgeheim immer wieder versucht hatte. Da war rein gar nichts zu machen, das musste sich das Krokodil seit langem eingestehen. Aber jetzt kochte es wieder in seinem kleinen Gehirn. Das Krokodil war neidisch auf den musikalischen Vogel. Ihm das Singen zu verbieten machte keinen Sinn. Dies hätte nur seine Verwandten angelockt, weil diese den Gesang ihres Familienmitglieds vermisst hätten. Und dann hätten sie ihm, dem Krokodil, mit andauerndem Gesang absichtlich das Krokoleben vermiest.

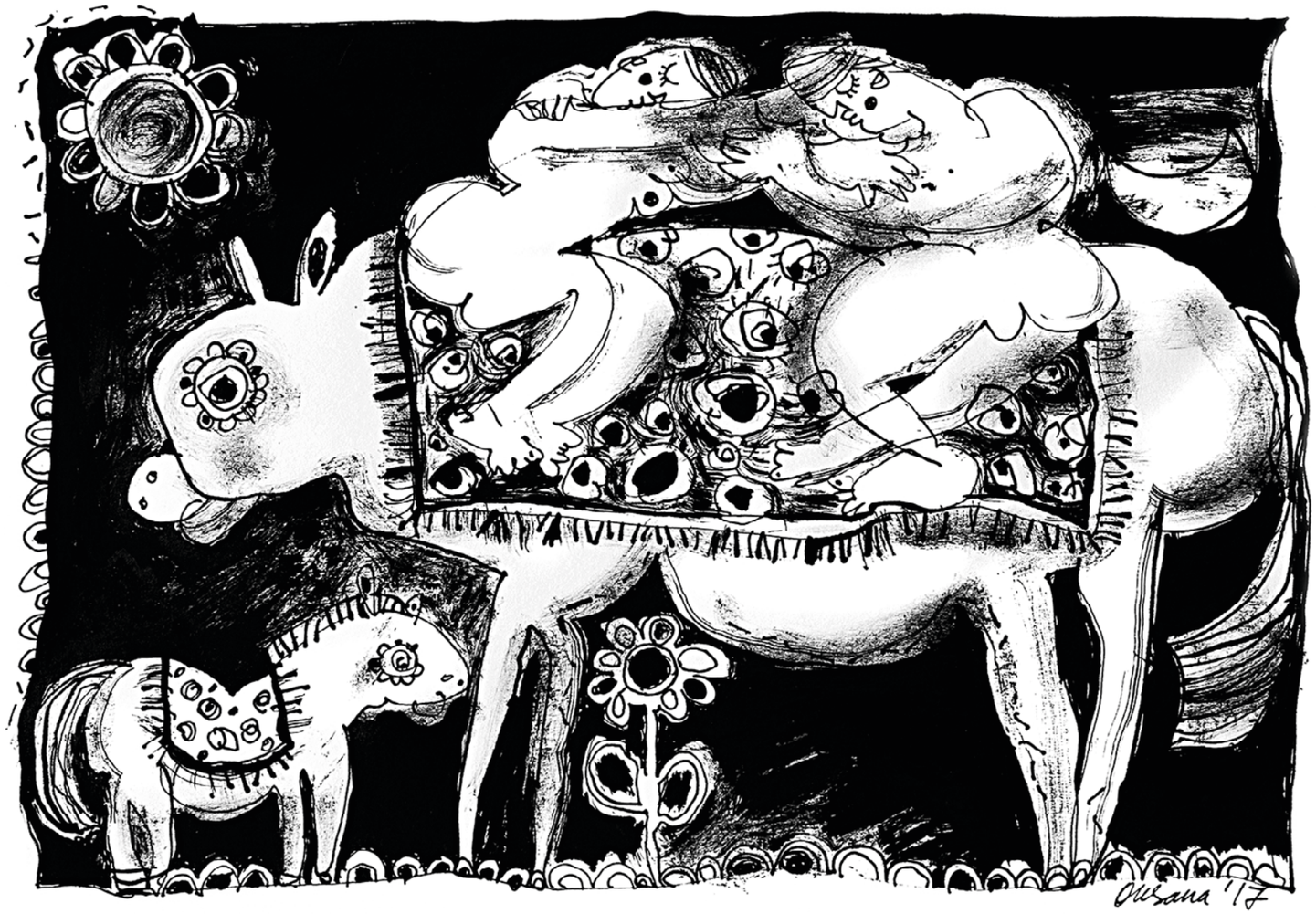
Dies einzusehen, so schlau war das Krokodil, soweit reichte sein kleines Gehirn gerade noch. Wie konnte es nur den verfluchten Singvogel ärgern?

Das Kleinkrokodil fand schliesslich eine scheinbar passable Lösung. Am nächsten Abend watschelte es wieder in den Wald. Ein paar weitere Krokodile, die grösser waren als es, aber weniger schlau, begleiteten den komplexbehafteten Kaltblüter. Er wünschte dies, und sie wollten keinen Ärger mit ihm haben. Die Nachtigall war immer noch an der Flickarbeit. Da knurrte das kleine Krokodil zu ihm hoch: „Du blödes Federviech, du musst dein Nest so umbauen, wie ich es will, denn dies ist mein Wald. Ich bin dein Herr und Meister, und du hast mir zu gehorchen. Ich werde dir genau sagen, wie dein Nest auszusehen hat." Die Nachtigall trällerte ein kleines Liedchen, was den Wüterich noch mehr ärgerte, bevor sie sagte: „Das ist mein Nest. Ich baue es so, wie ich will. Es muss so sein, dass meine Jungen sich wohlfühlen und gut gedeihen, bevor sie in die grossen Vogelsingschulen des Landes ausfliegen." Nun schlug das Krokodil mit seinem dicken Schwanz gegen den schmächtigen Baum, welcher erheblich zu ächzen und zu schwanken begann. Immer wieder schlug es zu. Erbost sagte die Nachtigall: „Das darfst du nicht machen. Du bist böse." Das Krokodil knurrte als Antwort: „Wenn du das noch einmal sagst, dann schlage ich so lange gegen den Baum, bis du mitsamt deiner Jungmannschaft und deinem Nest herunterfällst. Und dann fresse ich euch auf, denn ihr könnt nicht fliegen. Ich habe das Recht, dies zu tun, denn was du gesagt hast, verletzt meine Ehe." Das Krokodil meinte natürlich Ehre, nicht Ehe. Die Nachtigall merkte das sofort, aber es wäre jetzt der falsche Moment gewesen, den Tyrannen auf seine linguistischen Mängel hinzuweisen. So piepste sie nur: „Jawohl, Herr Waldmeister!" Ein besonders stupider unter den grossen Begleitern wiederholte danach alles, was „Little Croc" gesagt hatte, und sperrte dabei den Mund weit auf, damit sein Arsenal von bleckenden Zähnen so richtig gut zur Geltung kam. „...denn was du gesagt hast, verletzt seine Ehe." Dann trotteten die Dickhäuter von dannen.

Die Nachtigall baute in der Folge ihr Nest widerwillig so um, wie das Krokodil es wollte. Schliesslich, so sagte sie sich, sei ein Weiterleben wichtiger als ein nach eigenem Bauplan errichtetes Nest. Und schon bald, wenn die Jungen flügge seien, werde sie sich auf dem Rücken eines befreundeten Adlers im Huckepack-Verfahren in einen anderen Wald tragen lassen.

Die Moral: Die Kleinen unter den Grossen sind immer noch grösser als die noch Kleineren, aber auf die Dauer nützt ihnen diese beschränkte Grösse - gepaart mit einem kleinen Hirn - nichts.

Charles Stünzi, geboren im Jahr 1948. Im Kanton Wallis (Schweiz) wohnsässiger Bürger von Basel. Anglist und Germanist, pensionierter Gymnasialprofessor. Lyriker, Autor von sechs Büchern. Literaturwissenschaftlicher Publizist, Co-Präsident des Deutschwalliser Autorenverbandes WAdS, seit einiger Zeit Redaktor bei experimenta.



Oksana Kyzymchuk

Siri Kusch

butterschleife

Hommage à E.J.

blasse
butterblumen
blühen bis
berthas bruder
biobutter bräunt
bloss blöd dass
berthas blonder
bruder butter bräunt
bis dass sie schwarz wird.

acrylamid! befürchtet
bertha und ihr bruder
befördert berthas
braungeschwärzte
biobutter in ihr
bioblumenbeet wo
blasse
butterblumen
blühten bis

berthas bruder
biobutter bräunte
bloss blöd dass
berthas blonder
bruder butter bräunte
bis dass sie schwarz ward.

acrylamid! befürchtete die
bertha und der blöde
bruder beförderte die
braungeschwärzte
biobutter in berthas
bioblumenbeet wo

blasse
butterblumen
blühten bis

berthas
blonder bruder
biobutter bräunte

Siri Kusch, promovierte Kapitalmarktexpertin, analysiert in ihrer Lyrik kritisch-humorvoll ihr Umfeld. Sie war Preisträgerin bei PragMagisch (2011), Der Duft des Doppelpunktes (2011) und Landschreiber (2013 und 2015). Ihr 2015 erschienener Gedichtband „Glückliche Krümmung“ wurde in Braille (eine Blindenschrift) übertragen.

Oksana Kyzymchuk

Charles Stünzi

rückzug

heute leuchten
die rosen metallen
auf gepanzerten pfoten
geht die zeit

einwärts dreh dich
die weichen lilien
in dir
zu entdecken

Jens-Philipp Gründler

IM ZWIELICHT

Es ist bereits elf Uhr abends, die Sommerferien neigen sich dem Ende zu. Und Davids Vater hat immer noch nicht gerufen. Also können die Kinder weiterhin draußen bleiben und spielen. Die Burton Lane nennen sie ihre Zone, denn außerhalb dieser im Chicagoer Vorort Park Ridge gelegenen Straße, dürfen die drei Geschwister sich, auf Geheiß des Vaters, nicht aufhalten.

Heute dämmerte es äußerst früh, die Laternen leuchten seit einiger Zeit gelblich und Motten schwirren um die Lichtspender herum. David sagte neulich zu seiner Mutter Kate, dass man in ihrer Zone alles erleben könne und dass man sich gar nicht aus Park Ridge heraus bewegen müsse, um die Welt kennen zu lernen.

Obgleich das Licht schwach ist, sammelt David ohne Unterlass tote Motten, Käfer und andere Insekten, die er auf eine rot getränkte Leinwand klebt. Er empfindet große Angst und geht systematisch sowie diszipliniert vor, ordnet er doch die toten Tierchen nach ihrer Größe und Art. Seine eigene Arbeit flößt ihm Furcht ein, denn er weiß, dass etwas Totes eigentlich in Ruhe gelassen werden sollte.

Jennifer betrachtet den manisch an seinem Opus werkelnden, älteren Bruder. Und auch John, das jüngste der Geschwister, fühlt sich von dem Friedhof in scharlachroter Ölfarbe angezogen.

Hungrig wartet David nun auf den Ruf des Vaters, der indes ausbleibt. So machen sich die Kinder auf, sind im Begriff, ihre Zone zu verlassen, um bei McDonald´s ihr Taschengeld auf den Kopf zu hauen.

Die nackte Frau wankt über den Bordstein, ihre Haut ist milchweiß und der Mund blutverschmiert. David kennt die Lady bereits, taucht sie doch in seinen Träumen regelmäßig auf. So findet er es ganz natürlich und folgerichtig, sich ihr zu nähern. Jedoch hält ihn und seine Geschwister eine unsichtbare Macht davon ab, noch näher zu kommen. An ihren Handgelenken erkennt David schwärzlich-blaue Blutergüsse. Der Teenager geht noch einen weiteren Schritt auf sie zu.

Da setzt sie sich unvermittelt auf den Gehweg, nimmt den Kopf zwischen die Hände und beginnt zu weinen. Jennifer heult ebenfalls, weicht aber nicht von der Seite ihres Bruders, den sie für weise und sogar allwissend hält.

Als die Kinder ihren Weg fortsetzen, und die Nackte allein zurücklassen, stoßen sie auf eine von der Frau ausgehende Blutspur. Am Horizont taucht das Logo der Fastfoodkette McDonald´s auf, ausgehungert erhöhen die drei Geschwister ihr Schritttempo.

Ein Knall ertönt in der Ferne, dann steigt Rauch auf, eine gewaltige Säule aus schwarzem Feuer. Eigentlich beabsichtigt David, seiner Schwester und dem Bruder Hamburger und Pommes Frites zu kaufen, doch zunächst folgen sie den fein gesprenkelten, roten Spritzern, die im Schein der Laternen auf dem Asphalt leuchten.

Die Strecke führt auf den Parkplatz des Schnellrestaurants, wo nur ein schwer beladener Pick-Up-Truck steht. Unter dem mit Holzplanken bestückten Gefährt liegt eine hellgrüne Wolldecke. Auf ihr befinden sich größere Blutflecken.

David und John ziehen die Decke vorsichtig beiseite, während Jennifer hinter einer Ecke aufpasst, dass ihre Brüder nicht erwischt werden.

Unter der Decke wartet ein Schacht auf die von Neugier Getriebenen, in den eine schmale Treppe führt. Sofort gehen die Drei hinab und stoßen auf eine massive, vermeintlich unbewegliche Metalltüre. Mit vereinten Kräften gelingt es dem Trio schließlich, den Zugang zu öffnen. Blut klebt an der Türklinke und auch auf dem Betonfußboden. Mutig betreten John, David und Jennifer einen riesigen Raum.

Von Pechfackeln erzeugtes Feuer erhellt die höhlenartige Behausung in flackerndem Licht. Auf einer Leinwand läuft ein Film ab, der zeigt, wie die drei Kinder in den Keller kommen. David ist stark verängstigt, als er sich und seine Geschwister dabei betrachtet, wie sie ratlos um sich herum blicken. Vor der Leinwand sitzen Hunderte von stummen Menschen, die das Treiben im Film verfolgen. Abgesehen von den Fackeln und dem Projektor gibt es keinerlei Lichtquellen, und doch kann David im Zwielicht erkennen, dass die Zuschauer gefesselt und geknebelt sind. Manchmal ertönt ein leises Grunzen, dann wieder ein bis ins Knochenmark dringendes, schrilles Pfeifen. Einige starren monomanisch auf das Geschehen im Film, andere hängen mit geschlossenen Augen in ihren komfortablen, mit purpurnem Samt ausgekleideten Sesseln. Ein Buckliger streift durch die Sitzreihen, um Schlafende unsanft zu wecken. Mithilfe einer Rute drischt der von Hässlichkeit Gezeichnete auf die Schlummernden ein. Blut spritzt aus den Wunden auf ihrer Haut, sind die Menschen doch allesamt unbekleidet.

David bezeugt, wie auf der Leinwand jetzt sein Vater zu sehen ist, der sorgenvoll durch die Burton Lane geht, auf der Suche nach seinen Kindern. Dann zeigt der Film den Ort, wo die nackte Frau sich zum Heulen hingesetzt hatte. Anstelle der Entblößten findet sich ein Aschehäuflein.

Plötzlich wird der bucklige Wärter auf die Kinder aufmerksam, und verfolgt sie mit tippelnden Schritten.

Aus dem Filmprojektor dringen nun orange-gelbliche Farbstrahlen, welche ein neues Bild an die Leinwand werfen. Zu sehen ist die Endlosschleife eines tanzenden, mit einem Bärenkopf geschmückten Mannes, der immerzu ein Feuer umkreist und dabei gutturale Laute ausstößt. In seinen Händen hält der Tanzende Knöchlein, Federn, ein Marien-Amulett sowie Spielkarten. Diese Gegenstände wirft der Mann ins Feuer, um sie kurze Zeit darauf wieder herauszuholen. Mithilfe eines Gebräus, welches er aus einer Schnapsflasche trinkt, löscht der Knurrende die versengten Kultobjekte und erzeugt im Feuer violette Stichflammen.

Nun rennen die Kinder auf den Ausgang zu, während der Bucklige ihnen auf den Fersen ist. Kraftvoll stoßen sie die Metalltüre zu und verriegeln sie von außen.

Davids Vater erreicht die McDonald´s-Filiale just in dem Moment, als seine Tochter und die Söhne den dunklen Schacht verlassen. Er befördert einen für David nicht zu erkennenden Gegenstand auf die Ladefläche des Pick-Up-Trucks, um den Motor des Chevrolets umgehend zu starten.

Daheim schicken Kate und der Vater John, David und Jennifer sofort ins Bett, noch nie hatte der älteste Sohn die Kälte bemerkt, die sich in ihrem geräumigen Holzhaus ausbreitet. Bisher stellte sein Elternhaus stets einen Hort der Liebe und Wärme dar, ein Stück heile Welt.

Spät in der Nacht begibt sich David in die Küche, um kaltes Leitungswasser zu trinken. Dabei wird er einer geöffneten Türe im Boden gewahr, die zu einer Art Kellergeschoss zu führen scheint. Von der Öffnung im Holzfußboden hatte der Junge nie zuvor Notiz genommen. Auf der Straße schleicht ein sich auf das Haus zu bewegender, sich am Pick-Up zu schaffen machender Schatten herum. Sofort versteckt sich David hinter dem Sofa und hält den Atem an.
Der unbekannte Eindringling dreht den Schlüssel im Haustürschloss um und betritt das Wohnzimmer, während aus dem Kellerloch ein leises Pfeifen erklingt.

„Vater!“, spricht David und erwischt den Überraschten dabei, wie er die mit Fell bezogene Kopfbedeckung auf die Couch gleiten lässt. Kate, die Mutter, taucht nun am Rand der Bodentür auf, entsteigt dem Schacht und nimmt ihren irritierten Sohn in die Arme. Währenddessen greift sich der Vater behutsam den Bärenkopf, um das Objekt dann unsanft in den Keller zu werfen.

Am nächsten Morgen erwacht David aus tiefstem Schlaf und ist sich sicher, die Geschehnisse der Nacht bloß geträumt zu haben. Dann erinnert er sich an den Zugang zum unterirdischen, mitten unter dem Elternhaus befindlichen Raum. Gewissenhaft und mit pulsierendem Herzen sucht der Junge die Stelle ab, wo sich in der letzten Nacht der Schacht eröffnete, doch er wird nicht fündig.

Indem David das Atelier seines Vaters betritt, stockt ihm der Atem. Denn neben dem Porträt eines mit Bärenkopf behüteten Mannes steht sein eigenes Insektenbild. In parallel angeordneten Reihen kriechen die wieder lebendigen Tierchen auf eine im Feuerschein leuchtende Wand zu.

Oksana Kyzymchuk

Charles Stünzi

moderne poetik

wie der tanker
auf grund läuft
der ölteppich
gleisst
der verklebte vogel
verreckt

das lässt sich nicht
in gereimte verse
fassen
mit harmonischem
schluss

Oksana Kyzymchuk

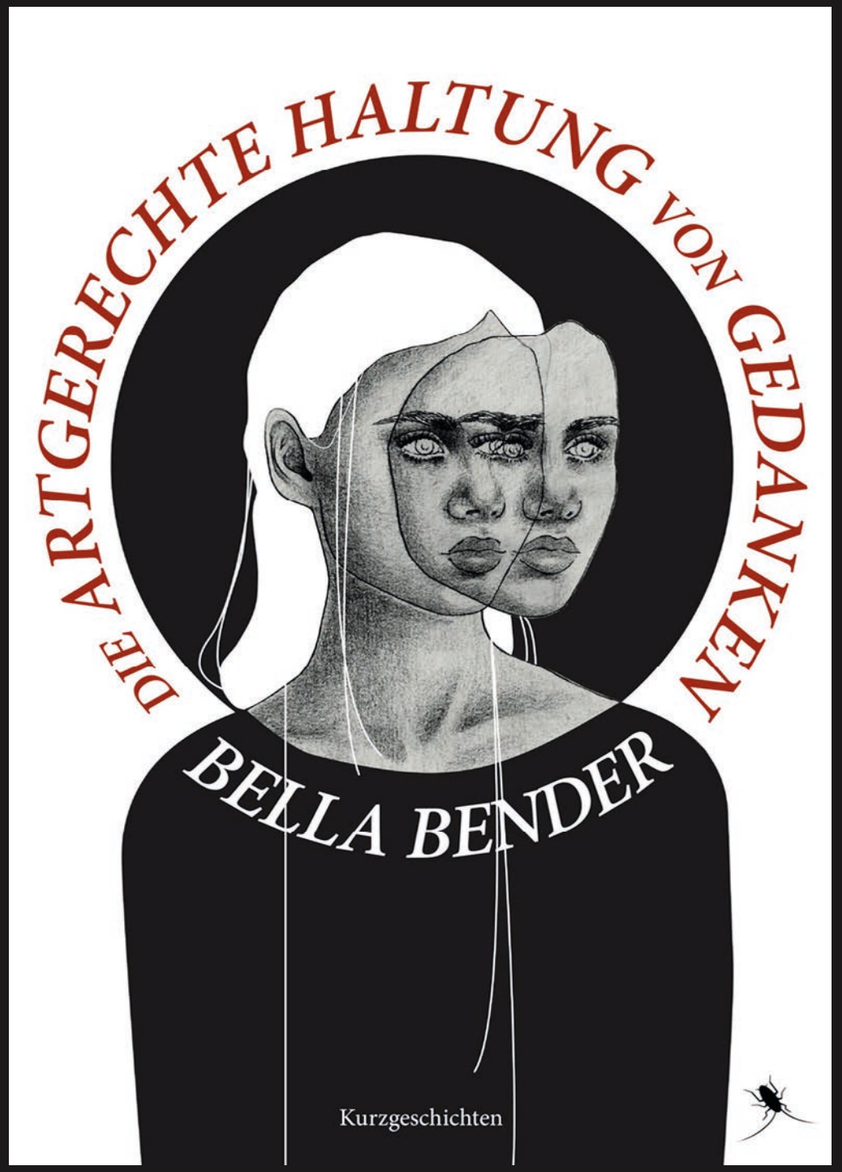
Oksana Kyzymchuk

Charles Stünzi

Gefängnis

```
      N O R M E N
    I           E
  E               I
N                   N
O         I         O
R       I C H       R
M         H         M
E                   E
N                   N
  E               I
    I           E
      N O R M E N
```

× *Oksana Kyzymchuk*



Bella Bender: Die artgerechte Haltung von Gedanken
Periplaneta, 2019
168 Seiten
12,90 €
ISBN: 978-3959961325

Oksana Kyzymchuk

Elisa Krimbacher

SIE

Die Sonne, gleissend über roten und grünen Dächern. Staubfetzen, schwimmend auf erhitztem Straßenpflaster. Die Fenster spiegeln Licht, Litfaßsäulen leuchten bunt. Ich tanze mit ihr; mit ihr und ihrem ewigen Lächeln. Blechmaschinen ziehen Kurven und benzinschwängern die Luft, Triebwerke summen, der Geruch nach Ananas und nasser Kleidung erfüllt die Gassen.
Und sie, mein ewiges Lächeln. Das Licht spiegelt sich auf der Silberkette um ihren Hals. Ihre Haut ist sonnenbraun, ihre Augen scheinen sonnenhell. Feine Blätter, wie wirbelnde Mücken, verfangen sich in ihren Haarsträhnen, die in der Sonne alle Farben dieser Welt haben. Wir folgen den Trambahngleisen. Überall geflügelte Samen von Ahornbäumen, die gegen unsere Augen taumeln.
»Es ist Sommer, Moses, es ist Sommer!« Ihre Worte hängen von knorrigen Ästen und wachsen zwischen Blumen auf den Fensterbrettern. Sie nennt mich »Moses«, scherzhaft, seit dem Tag, an dem sie mich fand.
Zwei Wochen ist es her; ich saß am Ufer des Flusses vor der Stadt, mitten im Schilf, um Insekten zu fotografieren. Da war sie plötzlich und sah mich an, mit diesen lächelnden Augen. S-Bahn-Geräuschfetzen wie ein fernes, beschwörendes Murmeln in der Nachmittagshitze. Sie läuft vor mir her; ihre Haare reflektieren – rot, grün, blau – und immer ist ihr Lächeln um mich, immer scheint die Sonne aus ihren Augen. Ich nannte sie Amaterasu. Weil sie mir ihren Namen nicht sagen und auch meinen nicht wissen will.
Wir lassen die Stadt hinter uns. Sie schlägt den Weg zum Fluss ein und ich folge ihr. Ihr weites T-Shirt flattert im Wind.

Wassergeruch und Sommermoder klammern sich an meine

Nasenflügel.

Amaterasu – die japanische Sonnengöttin. So sieht sie aus, mit dem feingeschnittenen Gesicht und den mandelförmigen Augen. Seit jenem Tag am Fluss ist sie bei mir. Ich habe keine Ahnung, woher sie gekommen ist, aber ich frage sie nicht. Ich kriege nicht genug von ihrem zarten, bizarren Körper. Sie ist der Faden geworden, der mich zusammenhält.
Wer war ich, bevor ich sie traf? Ich kann mich nicht erinnern. Ich glaube, ich hatte ein Hobby: Insekten fotografieren. Ich habe keine Ahnung, wieso ich das tat. Alles, was ohne sie gewesen ist, erscheint mir leer.
Sie dreht den Kopf, ihre Augen blinzeln im Sonnenstaub. Äste schnellen mir ins Gesicht, schlagen es blutig. Es macht mir nichts aus. Scherbensplitter zwischen meinen nackten Zehen, Fliegensummen in meinen Ohren, Hundescheiße – nichts macht mir etwas aus.
Da ist das Wasserwerk, die Schleusen toben. Äste schaukeln; Blätter wie brüchige Boote auf der grinsenden Gischt. »Der Fluss, Moses! Jetzt sind wir wieder hier, erinnerst du dich?«
Ihre Stimme ist ein heller Stich, der unter meiner Haut brennt. Ich sehe zu, wie sie hinunter zum Ufer läuft, mit diesen schnellen, lautlosen Schritten. Versuche, sie einzuholen.
»Amaterasu! Amaterasu!«
Es ist ein Spiel, dieser Sommer ist ein Spiel. Ich laufe ihrem Lächeln nach.
Das Schilf, durch das sie eben noch so leichtfüßig lief, schneidet in meine Beine. Dunkler Schlamm, aufwirbelnd im Wasser.
Mein Arm streckt sich nach ihr, doch sie rennt, ein unerreichbares Schemen im lichtdurchtränkten Wasserdampf. Der Fluss saugt an ihrem T-Shirt, ihre Bewegungen schleudern Schlamm in mein Gesicht; er klebt in meinen Haaren, an meinen Wimpern, tropft von meiner Nasenspitze.
»Amaterasu!« rufe ich. »Komm zurück!«
Es ist ein Traum, in dem ich bin, ein Traum aus Glück und Gefahr.
Konstantes Rauschen, Funken der Flut sprühen gegen meine Brust. Der Sog ist stark, unerbittlich, er reißt an mir. Amaterasu rennt weiter, einfach immer weiter. Die Gefahr verdrängt das Glück, auf einmal umfasst mich lähmende Angst, mit jedem Meter, den sie rennt.

Sie entgleitet mir; ich spüre den Schmerz. Sie rinnt mir zwischen den Fingern hindurch, obwohl ich hektisch nach ihr fasse. Wo ist das Glück, das uns eben noch durch die Straßen gefolgt ist, auf unserem Weg zum Fluss?
Jetzt dreht sie sich um, während der Strom bereits ihre Schultern umspült; sieht mich an mit diesem Lächeln, so, wie sie mich immer angesehen hat – als wären Zeit und Raum nichts, was uns betrifft.
»Du wirst ertrinken!« Ich kämpfe gegen die Macht des Flusses. »Wieso tust du das? Du wirst ertrinken!« Sie lächelt nur. Ich weiß es plötzlich; weiß es so genau, dass ich schreien möchte, um die Gewissheit zu vertreiben: Sie ist aus dem Fluss gekommen wie aus einem Traum, und sie wird aus meinem Leben schlüpfen, so grazil und mühelos, wie sie hereingekommen ist. Und lächelt mich dabei an, als wüsste sie mehr als ich.
»Amaterasu!« brülle ich.

Sie taucht ab. Mein Herz hämmert.

Der Schimmer ihrer Haut unter der Oberfläche – das Wasser entführt sie. Ich hechte nach vorne, springe in die Flut hinein, um sie zurück zu holen. Der Fluss reißt mich mit, ich suche sie. Tränen der Wut und der Fassungslosigkeit rinnen gemeinsam mit Flusswasser über meine Wangen. Es kann nicht sein. Es darf nicht sein!
Mein Traum, mein sonnengolden leuchtender Traum, wo ist er hin?
Das Wasser ist plötzlich durchzogen von Spektralfarben, scheint die Farben ihrer Haare anzunehmen – rot, blau, grün leuchtet es um mich herum, der ganze Fluss tränkt sich mit Amaterasus Verschwinden. Die Stromschnellen beginnen zu leuchten – das Licht bekommt Sonnenfarbe; ein tiefes, gleissendes Gold. Und ich bin mitten darin, schwimme in goldenen Wirbeln und Wellen.
»Sommer, Moses, es ist Sommer!«
Ich bin wie im Rausch. Ein seltsamer Rausch aus Verliebtsein und Entlieben, aus Vergöttern und Hassen.
Ich tauche unter, versuche, ihren Körper unter Wasser zu finden; tauche ergebnislos wieder auf. Brülle auf vor Wut.

Ihr Verschwinden bohrt sich durch meine Haut, überflutet mich, raubt mir bleiern den Atem.
Ich kann nichts tun.
Ich kann nur in ihrem Verschwinden schwimmen wie in einem Traum. Mich hingeben, so wie ich mich vorher unserer Zweisamkeit hingegeben habe.
Irgendwann wird die Sonne schwächer. Als würde jemand an einem Dimmer drehen; es wird bald Abend werden.
Amaterasu ist fort; der Fluss hat sie mitgenommen, so, wie er sie ausgespuckt hat.
Ich kämpfe mich zitternd ans Ufer zurück. Benommen trete ich den Rückweg an, durch die Stadt, die Trambahnschienen entlang, durch die Straßen, die mittlerweile im Schatten liegen.
Ich gehe nach Hause und suche meine Kamera. Ich möchte noch ein paar Insekten fotografieren.

Elisa Krimbacher, 1985 in München geboren, schreibt seit ihrer Kindheit und Jugend Texte aller Art. So ist sie lyrisch und prosaisch in diversen Anthologien vertreten. In ihren Texten greift sie bevorzugt soziale, philosophische und zwischenmenschliche Themen auf. Im März 2016 ist ihr Debütroman „Fliegende Tiefseefische“ in Aavaa-Verlag erschienen.

Oksana Kyzymchuk

Charles Stünzi

liebesspirale

du bist der kreis
den ich begehe
immer enger
bis zu deinem
innersten ich

du bist das schloss
das dann sich schliesst
für alle zeit

Mario Andreotti

Bildung ist mehr als Fitmachen für den Beruf

Wer die andauernden Forderungen nach Bildungsreformen verfolgt, erkennt schnell wiederkehrende Muster. Die zentrale Forderung ist die ökonomiekonforme Verkürzung des Unterrichts auf Wirtschafts- und Technikfächer und damit auf vermeintlich berufsbezogene Kompetenzen. Von einer umfassenden Bildung, bei der die rationale *und* die ästhetische Seite im jungen Menschen geschult werden, ist dabei kaum noch die Rede. Die musisch-ästhetische und die handwerkliche Bildung scheinen immer mehr zu verkümmern. Fächer wie Bildnerisches Gestalten und Musik, aber auch Geschichte und Literatur und nicht zuletzt der Handarbeits- und Werkunterricht werden zunehmend gekürzt oder fallen ganz weg. Und dies, obwohl Kognitionswissenschaftler, Psychologen und Pädagogen die Bedeutung der ästhetischen Anreize und Eindrücke und der Körpererfahrung beim Lesen, Schreiben, Musizieren und Werken längst als eine entscheidende Grundlage des Lernens erkannt haben.

Es ist daher notwendig, die ästhetischen, gestalterischen und handwerklichen Fächer im Fächerkanon der Schule, gleichberechtigt neben allen anderen Fächern, wieder vermehrt zu verankern. Denn die Persönlichkeit eines Menschen ist, wie eingangs angedeutet, beides: rational *und* musisch-ästhetisch. Das war schon der griechischen Antike bekannt, sind doch bei Aristoteles die vier zentralen Unterrichtsfächer Lesen und Schreiben, Mathematik und Zeichnen, Sport und Musik. Wer sicher lesen und schreiben kann, der nimmt teil am gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Leben. Und wer mathematisch denken, Mathematik als Sprache verstehen lernt, kann mehrdimensionale Räume erkunden und eigene Welten damit konstruieren. Und wer sich schliesslich mit Geschichte befasst, dem wird die Geschichtlichkeit der eigenen Existenz immer mehr bewusst. Die Musik mit ihren Notationen und Partituren öffnet ihrerseits den Weg zu anderen formalisierten Zeichensystemen, etwa der Naturwissenschaften. Über sie, vor allem wenn selbst musiziert wird, können zudem Stimmungen intensiviert, aber auch abgebaut werden. Nicht zuletzt soll auch der Körper mit seinen Sinnesorganen, soll auch die Hand, folgen wir Heinrich Pestalozzis ganzheitlicher Pädagogik, geschult werden. Wird sie das nicht, so verkümmert das Gehirn, weil Schülerinnen und Schüler dann im wörtlichen Sinn nichts «be-greifen».

Daher ist es unerlässlich, dass Fächer wie Sprache, Mathematik, Geschichte, Musik und Sport, die in einer langen Tradition stehen, an unseren Schulen wieder die unangefochtene Basis des Unterrichts bilden. Sie dürfen nicht von anwendungsbezogenen Fächern wie «Wirtschaft und Recht» und «Medien und Informatik» und - in den Primarschulen - von den Frühfremdsprachen fast verdrängt werden. Gerade auf der Sekundarstufe II besteht diese Gefahr aber; und dies umso mehr, als die gymnasiale Ausbildungszeit in den letzten dreissig Jahren anhaltend erodiert ist, wie eine Studie zur Entwicklung der gymnasialen Unterrichtszeit gezeigt hat. Das hatte zur Folge, dass in erster Linie die geisteswissenschaftlichen Fächer Literatur, Geschichte, Politische Bildung und Philosophie flächendeckend gekürzt wurden, wenn sie nicht, wie die Alten Sprachen Latein und Griechisch, grösstenteils ganz wegfielen. Damit ging ein wesentlicher Bestandteil unserer Kultur und des humanistischen Bildungsgutes verloren. Dass dieser Verlust mitverantwortlich für die weithin beobachtete Abnahme von Kenntnissen und Fertigkeiten unserer heutigen Studienanfängerinnen und -anfänger ist, steht ausser Frage.

Es braucht dringend eine Rückbesinnung auf das, was humanistische Bildung wirklich ist. In ihrem Zentrum steht nicht die Frage, wie man möglichst gut verdienende Arbeitnehmer heranzieht oder welches Wissen morgen zur Förderung des Wirtschaftswachstums benötigt wird. Im Zentrum stehen der Mensch und seine freie Entwicklung zu mehr Menschlichkeit. Dazu bedarf es gerade auch jener Disziplinen, die nicht nach dem Prinzip des unmittelbaren Nutzens «funktionieren».

Mario Andreotti
Dozent für Neuere deutsche Literatur und Buchautor

× *Oksana Kyzymchuk*

× *Oksana Kyzymchuk*

Charles Stünzis Antiquariat

Hannes Taugwalder, ***Kompass der Seele*** (Lyrik)
Annäherungen an das Göttliche

Der gebürtige Walliser Hannes Taugwalder (1910 – 2007), am besten bekannt durch den Band «Das verlorene Tal» (1979), in welchem er autobiografisch über seine Jugend in Zermatt schreibt, war ein tiefgläubiger Mensch. Dies mussten selbst jene konservativen Zeitgenossen zur Kenntnis nehmen, welchen sein Denken ein Dorn im Auge war, weil er sich den Dogmen und den Führungsstrukturen der katholischen Kirche nicht unterwarf, sondern sie hinterfragte und kritisierte. Auch die vielgepredigte Theodizee bzw. die teleologische Auslegung allen Geschehens auf Erden, dass nämlich alles, auch das schrecklichste Leid, letztlich im göttlichen Plan einen Sinn habe und auf ein Ziel ausgerichtet sei, war Taugwalder fremd. Die Realität war für ihn bipolar. «Licht reicht die Hände dem Schatten» (S. 72) und Gott ist sowohl «Liebe verheissend» als auch «dem Leid zugetan» (S. 70). Dem Menschen gibt er die Wahl zwischen Gut und Böse:

Du leihst
launenhafte Freiheit,
schenkst uns die Wahl
zwischen Licht und Schatten. (S. 68)

Der Mensch entscheidet sich zu oft für das Schlechte, und zwar doch nicht ganz aus freier Wahl, sondern auch aufgrund seines ihm durch die Evolution hinterlassenen genetischen Erbes:

Können wir je
die Ketten sprengen,
die uns fesseln
an alles,
was vor uns war? (S.84)

Wie viele tiefgläubige Dichter wandte sich auch Taugwalder in seinem Spätwerk immer mehr den Fragen der Transzendenz, und das heisst auch Gott, zu. Im Jahr 1999 brachte der Glendyn Verlag unter dem Titel *Kompass der Seele* einen schmalen Band mit einer schönen Auswahl seiner religiösen Lyrik heraus.

Taugwalder prangert die Menschheit insofern an, dass sie die göttliche Schöpfung zerstört. Das Gedicht auf Seite 82 zählt sie auf, all die menschlichen Sündenfälle und daraus folgenden Katastrophen, welche nach des Dichters Tod noch schlimmer geworden sind. Aber Taugwalders Gott schreitet nicht ein. Er ist ein Ferner, in ganz anderen Dimensionen existierend als wir Menschen:

In Jahrmillionen
denkst Du.
Deine Zeit
ist nicht unsere Zeit. (s. 76)

Dennoch sucht der Dichter immer Geborgenheit in Gottes Nähe, fühlt sich mit ihm verbunden:

Du hast Dein Antlitz
mir in die Seele
gedrückt, um mich Deiner
zu erinnern,
wenn ich einsam bin. (S. 26)

Und wo findet Taugwalder Gott? In der Ordnung des riesigen Alls, «den Nebeln der Milchstrasse» (S.32), aber noch mehr in der Natur:

Du bist die Wärme
der Erde,
das Glitzern
des Bergsees,
der Seufzer der Sahelzone,
der Schrei der Gazelle. (S. 74)

Gott nahe sein heisst für Taugwalder, sich «eins» zu «fühlen mit der Natur» (S.42), denn:

Alles, was lebt,
sich bewegt,
was Früchte trägt,
der Erde entspriesst,
atmet Dich. (S. 30)

In diesem Sinne kann man Taugwalders Religiosität durchaus als pantheistisch bezeichnen. In einer dem Menschen gebührenden Bescheidenheit nähert sich der alternde Mann dem Göttlichen an, kann es aber nur erahnen, nie rational begreifen. Das Mysterium bleibt bestehen. Dass angesichts des drängenden Suchens und der existentiellen Thematik die Form dieser Gedichte, wie alles andere auch, unwichtig wird, versteht sich von selbst.

Hannes Taugwalder:
Kompass der Seele,
Glendyn Verlag, 1999,
ISBN: 3906337332

Werbeanzeigen und Marketing-kooperationen im Kunst- und Literaturmagazin **experimenta**

Die experimenta ist ein renommiertes Radio- und Onlinemagazin, das über einen hohen Bekanntheitsgrad und eine große Reichweite verfügt.

Unsere Themenschwerpunkte variieren im Spannungsfeld künstlerischer, gesellschaftlicher und psychologischer Schwerpunkte. Besondere Akzente setzen wir in der literarischen Landschaft und über die entsprechend angepassten Illustrationen in der Bildenden Kunst und im Bereich der Fotografie.

Im Jahr 2019 ist es uns ein besonderes Anliegen, die literarischen Texte und die Illustrationen stark aufeinander zu beziehen, um im Kontext der monatlichen Auseinandersetzungen, den wir per Pressemitteilung ankündigen, einen interaktiven Raum in der Kunst zu gestalten.

Wir vernetzen die verschiedenen Stilrichtungen und sind bemüht neben bekannten Personen des öffentlichen Lebens auch unbekannte Autorinnen und Künstler vorzustellen, um eine Verknüpfung der künstlerischen Landschaft zu verstärken, in der neue Impulse eine Entwicklung andeuten, die für Kunst- und Literaturinteressierte besonders von Bedeutung sind. In diesem Zusammenhang sind wir auf der Suche nach Partnern für Werbeanzeigen, die inhaltlich in die verschiedenen Rubriken der experimenta eingeflochten und auf Wunsch auch von uns entworfen werden können. Dieses Angebot richtet sich insbesondere an Verlage, Galerien und Museen, aber auch an Bildungseinrichtungen und Stiftungen jeder Art, die sich im gesellschaftlichen und künstlerischem Raum sowie dem Bereich der Lebensgestaltung engagieren.

Um Ihr Unternehmen in der experimenta zu bewerben, kontaktieren Sie uns bitte unter:
presse@experimenta.de
Weitere Informationen: 06721 - 921 060

Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit Ihnen!

Herzliche Grüße
Ihre experimenta-Redaktion

Schaukasten

× ***Oksana Kyzymchuk***

B. S. Orthau, Zum 25. Todestag von Leberecht O. Lamm

Beiträge zur Gedenkschrift, Teil 5

Die Ehrung eines nie gelebt habenden unbekannten Dichters zu seinem 25. Todestag durch ebenfalls nie gelebt habende Freunde, Weggefährten und Schüler wird zur Hommage an alle existierenden literarisch Tätigen, die zu Recht oder Unrecht unbekannt bleiben oder bisher geblieben sind. Die Dichter, die wir kennen, sind wohl von der Anzahl her ein Bruchteil derjenigen, die überhaupt Gedichte schreiben oder geschrieben haben, aber jene wären nicht die, die wir kennen, wenn es die anderen, die unbekannt blieben, nicht gäbe. Denn hohe Bäume wachsen nur dort, wo die andern Bäume schon relativ hoch sind.

Die „Beiträge" zu dieser „Gedenkschrift", die in dieser und den nächsten Folgen von experimenta abgedruckt werden, sind zugleich Reminiszenz an die Dichtung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland und werden zur Gelegenheit, Sprache in verschiedensten Formen in Szene zu setzen. Den zwischen Spaß und tieferer Bedeutung, zwischen Kritik und Satire, Parodie und Imitation wechselnden Gedichten, Interpretationen und Essays wird der Anschein von Wirklichkeit gegeben, und das Gewohnte und Vertraute erscheint vor dem Hintergrund des Unbekannten und Fiktiven in einem andern Licht.

B. S. Orthau

Litanei (Anton Rekus *1922 †1999)

Denen,
die sie unterstützen,
denen,
die sie benützen,
denen,
die sie wählen,
denen,
denen sie fehlen,
denen,
die sie tolerieren
denen,
die an sie glauben
den Unbelehrbaren und Tauben,
denen,
die für sie votieren,
denen,
die für sie sind,
denen
mit den Parolen im Spind,
denen,
die sie finanzieren,
denen,
die mit ihnen sympathisieren,
denen,
die an ihnen was finden,
den Begriffsstutzigen, Dummen und Blinden,
denen,
die ihnen verfallen,
oder einfach allen ins Stammbuch, hinter die Ohren
oder an die Wand:
Sie taugen nichts für das Land! Und wenn jemand meint,
gebt ihnen 'ne Chance, sie waren ja noch nicht dran:
schaut euch die Hinterlassenschaft ihrer Vorbilder an!

Als das Wünschen noch geholfen hat.

Zu Heiner Bedahls Gedicht "Märchen für Mädchen" (Bettina Tiefenbröck-Spitter)

Märchen für Mädchen (Heiner Bedahl *1901 †1987)

In alten Zeiten
wo das Wünschen noch geholfen hat
war die Welt noch so wie sie sein soll
die Nacht war wie ein finsterer Wald
verschlang den Tag
und die Bäume rauschten
im Atem der Riesen

Wer den Frosch küsst
bekommt den Prinzen
wer Stroh zu Gold machen kann
den König
du hast drei Versuche
beiß' in den roten Apfel mein Kind
du bist die Schönste im Land

Wer den Namen rät hat verloren
wer's nicht glaubt
öffnet die verbotene Tür
geht über den gläsernen Berg
die drei schneidenden Pflugscharen
das Kleid von Spinnweb
der Kopfputz von Schnee
Blut ist im Schuh ruckediguh

Mädchen kommen in Märchen öfter vor, als Heldinnen, die besondere Aufgaben bewältigen und zum Dank von Prinzen oder Königen zur Frau genommen werden, manchmal auch – dann verleugnet und verkannt – ihre rechtmäßige Stellung als Prinzessin oder Königin zurückerobern müssen, auch als Schwester, die den Bruder oder die Brüder von einem üblen Schicksal, der bösen Stiefmutter oder dem Fluch einer Hexe befreit oder allgemeiner eben als weibliche Figur, die zu ihrem eigenen Glück eine männliche irgendwie erlösen muss. Daran scheint das Gedicht Heiner Bedahls anzuknüpfen. Aber bei genauerem Hinsehen ist festzustellen, dass vieles von dem, was uns aus den Märchen vertraut ist, hier verdreht oder mit einer gewissen Ironie, listigem Spott fast, mit anderem Sinn versehen, anderweitig verfremdet wird. Das lässt gleichzeitig neue Einsichten, andere Betrachtungsweisen entstehen.
Dass man den Prinzen bekommt, wenn man den Frosch küsst, erinnert natürlich an das Märchen vom Froschkönig, aber hier scheint der Sinn des Fröscheküssens mehr auf die Überwindung von Abscheu in Dingen von Partnerwahl und ähnliches bezogen zu sein. Auch das Stroh-zu-Gold-Machen will nicht mehr so ganz das sein, was wir aus dem Rumpelstilzchen kennen. Es soll anscheinend auch nicht das Dreck-zu-Gold-Machen der Porzellanhersteller oder der alten Alchemisten sein, meint eher vielleicht Tätigkeiten, denen etwas Unseriöses, etwas von Rosstäuscherei, Schwindel anhaftet und mit Leuten in Verbindung zu bringen wären, die auf Kosten anderer reich werden, weil sie ihnen etwas vormachen.
Dafür wird man dann aber nicht verhaftet oder bestraft, man wird vom König zur Frau genommen. Mit anderen Worten: Den besseren Teil bekommen die, die Stroh als Gold erscheinen lassen können oder sich nicht zu schade sind, Frösche wie …. (hier Name eines geeigneten – lassen wir Trump dieses Mal in Ruhe[1] – Reichen oder Prominenten einfügen) zu küssen. Das scheint jedenfalls die bittere Charakterisierung zu sein: Wer als Mädchen bei der Heirat oder überhaupt im Leben „etwas Besseres" abkriegen will, muss seine moralischen und ästhetischen Ansprüche hintanstellen.
Dass es auch sonst gefährlich sein kann, in Äpfel zu beißen, seien sie sauer oder nicht, braucht fast nicht mehr gesagt zu werden. Der Vers mit dem roten Apfel, mein Kind, wendet das Ganze ins Lebensbedrohliche, denn dem Zusammenhang nach – du bist die Schönste im Land – ist der rote Apfel nichts anderes als der vergiftete Apfel der bösen Stiefmutter, der Schneewittchen töten soll.
Dem stehen die alten Zeiten gegenüber, die wohl die alten Zeiten des Märchens sind, in denen noch Wünsche erfüllt wurden, aber offenbar keine idyllischen Zeiten waren. Die Welt ist da zwar angeblich so, wie sie sein soll, aber die Riesen und die in ihrem Atem rauschenden Bäume, die finsteren Wälder, die den Tag verschlingende Nacht lassen nichts Gutes ahnen. Diese Welt ist eine voller Gefahren, urtümlich, groß, aber auch einfach und unverstellt, ehrlich, scheint das Gedicht sagen zu wollen; das Bedrohliche, die Gefahren treten offen zutage, sind sichtbar, und fast könnte man im naheliegenden Umkehrschluss vermuten, dass das für die heutige Zeit nicht mehr gilt.

1 Aber diese Melania oder Ivanka (oder wie sie nun eben heißt) hat doch …, werden Sie sagen. Na ja.

Und dann kommt die dritte Strophe, die man wohl so interpretieren könnte, dass sie aufzeigen soll, was passiert, wenn man nicht bereit ist, das böse Spiel mitzuspielen. Auf die, die klug genug sind, Rumpelstilzchens Namen herauszufinden, die genug Mut haben, Blaubarts verbotene Tür zu öffnen, warten andere Konsequenzen. Der Mann hat seine unheimlichen, verborgenen Seiten, scheinen die Märchen den Mädchen und jungen Frauen sagen zu wollen, und die Natur des Mannes – bei Blaubart zur Warnung überzeichnet – ist nicht nur eine andere als die der Frau, sie ist grausam, zerstörerisch. Dies ist offenbar zugleich auf die zeitgenössischen „männlichen" Vorstellungen von Moral bezogen; es sind sicherlich keine zufälligen Elemente der Geschichten, dass die junge Frau, die Jungfrau (!) mit dem Ei (!) in der Hand die verbotene Kammer betritt, sie das Ei fallenlässt, es zerbricht (!), sie sich dadurch verrät und dann das Geschick der anderen vor ihr teilt.[2] Erst die kluge Schwester, also quasi die klug gewordene Version der Protagonistin, kann den Mann überwinden, sich und ihre anderen Schwestern befreien und – wohl eher ironisch – heißt es auch irgendwo: Du hast drei Versuche. Die Natur des Mannes ist aggressiv fordernd, besitzergreifend, unheimlich auch, wo die der Frau eher sanft, beschützend und gewährend ist, und die Braut, die junge Frau, der es nicht gelingt, den Mann mit List oder Zauber zu besiegen oder zu erlösen, wird von ihm zerstückelt, zerstört.

Mädchen, junge Frauen, Prinzessinnen oder was auch immer, die den Geliebten erlösen wollen, die ihn aus einem Zauber befreien wollen, haben es bekanntlich nicht leicht. Sie müssen zur Sonne, zum Mond und zu den Sternen gehen oder zur alten weisen Frau, die tief im Wald in einer Hütte lebt, sie müssen Länder und Meere durchqueren, spiegelglatte Berge überwinden und schneidende Pflugscharen, sie müssen sich verleugnen lassen oder als Gänsemagd unter dem Tor durchgehen, über dem der Kopf des treuen Pferdes hängt, sie müssen Hunger, Durst, Kälte und allerhand Ungemach erdulden.

Das Märchen gibt jedoch die Hoffnung auf Erlösung nicht auf und oft gelingt diese erst im dritten Versuch. Dass etwas erst beim dritten Versuch gelingt, macht natürlich deutlich, dass die Aufgabe nicht sofort und auf Anhieb gelöst werden kann, dass sie schwer ist. Eine sofortige Lösung könnte auch mit Glück oder Zufall erklärt werden; die misslingenden beiden ersten Versuche stellen sicher, dass sie als wahre Leistung des Protagonisten oder der Protagonistin zu sehen ist. Vielleicht ist in den erforderlichen drei Versuchen auch der Trost, die Hoffnung beschlossen, dass nicht alles sofort und auf Anhieb klappen muss und dass man aus Fehlern lernen kann.

Blut ist im Schuh, ruckediguh, die letzte Zeile des Gedichtes, erscheint auf den ersten Blick nur noch als eine Art ironischer Epilog auf das Leiden der Heldin, die mit blutigen Füßen geht, aber es ist zugleich auch die Stelle im Aschenputtel-Märchen, an der die falsche Braut erkannt wird, und das soll uns wohl daran erinnern, dass es nur die richtige Braut ist, die all die Mühsal auf sich nimmt.

2 Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass das Märchen noch mehr über das Ei als Symbol der jungfräulichen Unversehrtheit aussagt. Der Mann übergibt es zur Überwachung und Kontrolle, und es ist wohl keine Überinterpretation, wenn wir daraus die Bedeutung ableiten, dass Jungfräulichkeit, der Auftrag, sie zu behüten und zu bewahren, Anliegen des Mannes sei, er zugleich aber auch einen nicht unmaßgeblichen Anteil an ihrem Verlust hat und dass dieser dann zur (sozialen) Vernichtung der jungen Frau führt.

Oder sollte es etwa bedeuten: Du bist über die schneidenden Pflugscharen, die spiegelnden Berge gegangen, aber du bist doch die falsche?

Trotz der Fülle der Gedanken und der Leichtigkeit, mit der Bedeutungen durch Zitate und Anspielungen an Märchen, die wir alle kennen, erzeugt werden, darf nicht unerkannt und unerwähnt bleiben, dass das Geschlechterbild des Märchens stark durch Denken und Vorstellungen im Übergang der ständisch-monarchistischen zur frühbürgerlichen Gesellschaft geprägt ist, wo Heirat und Ehe nicht durch die künftigen Ehepartner selbst, sondern durch ihre Familien unter ständischen oder finanziellen oder andern Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten veranlasst waren, Treue und Beständigkeit im Vordergrund standen. Dass sich die Partner sozusagen erst bei oder kurz vor der Eheschließung kennengelernt haben, mag zum Bild des Mannes, der oft als unheimlich oder undurchschaubar erscheint, im Märchen (Blaubart selbstverständlich, aber auch der Bärenhäuter, das singende springende Löweneckerchen/die Schöne und das Biest u. a.) beigetragen haben. Zuneigung und Liebe mögen zwar nicht ohne Bedeutung gewesen sein, galten aber in der Regel eher als Ergebnis einer Verbindung und nicht als ihr Grund. Bedahl hat das sicherlich gewusst und gesehen, auch die ironischen Untertöne seine Gedichtes scheinen darauf hinzudeuten, dass er diese überwundenen Verhältnisse nicht idealisieren wollte. Dadurch aber, dass er die Gegenwartssituation der durchaus noch traditionell geprägten 1960-er Jahre, in denen das Gedicht entstand, unter der Perspektive der Märchen und damit der Vergangenheit kritisch kennzeichnet, könnte beim unbefangenen Leser leicht der missverständliche Eindruck entstehen, dass er die älteren Zustände affirmativ verklären wollte und dass er überdies Heiraten und Kinderkriegen als Ideal des weiblichen Daseins gesehen hat. Hier hätte er sich durchaus etwas deutlicher abgrenzen können, auch wenn der Müller, der seine Tochter verkuppelt, der König, der sie heiratet, weil sie Stroh zu Gold spinnen kann, oder die Königin, die ihre Stieftochter um die Ecke bringen will, nur um die Schönste im Lande zu bleiben, nicht unbedingt auf sympathische Verhältnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens schließen lassen. Wir wissen heute etwas besser als der Dichter, dass das Leben einer Frau nicht nur in der Verbindung mit einem Mann aufgehen muss und dass jenseits der gutbürgerlichen Vorstellungen andere Möglichkeiten liegen, aber wir müssen das Gedicht auch in der Vorstellungswelt der frühen 1960-er Jahre sehen, unabhängig davon auch die Schönheit der Sprache und die Klugheit der Gedanken würdigen.

Zu dem Gedicht "So nett, od'r net?" von Freder Guck (Udo Marten)

So nett, od'r net? Frühkindliche Erziehung (Freder Guck *1936 †2011)

A
Bä-bä?
Ah!
Bä,
A-A!
Bä!
Gu-guhs,
gu-guhs,
gu-guhs!

Ein Gedicht, ein Sonett eigentlich von F. Guck, der fast so heißt, wie er dichtet.[3] *So nett, od'r net?* bedeutet wörtlich „(Es ist) so nett, oder nicht?" und bezieht sich damit auf den Vorgang, den Gucks Gedicht dann sehr rudimentär schildert respektive vermuten lässt, aber andererseits heißt es auch: „(Da habt ihr ein) Sonett, oder ist es keines?" Die Reimfolge jedenfalls ist [abba baab cd cd cd] und das ist mit den Vorgaben für diese Gedichtform vereinbar.
Ein Sonett ist – jeder kennt es – eingeteilt in zwei Quartette mit der klassischen Reimfolge [abba abba] oder auch [abba cddc] und zwei Terzette, die in vielen zeit- und regionaltypischen Varianten vorkommen, beispielsweise [cdc dcd], [eef ggf], im englischen Sonett auch [efef gg] usw. Im modernen Sonett ist die Reimfolge ziemlich variabel, aber die Gliederung in Quartette und Terzette immer erkennbar, auch wenn die beiden Terzette oft auch in drei Zweizeiler umgewandelt werden. Ähnlich vielfältig wird in der modernen Dichtung das Versmaß gehandhabt; im klassischen deutschen Sonett sind es meist jambische Fünfheber mit männlicher oder weiblicher Kadenz. Das Versmaß fehlt bei dem Gedicht von Guck völlig bzw. sein Gedicht selbst ist eigentlich nur das Reimschema und auch die Struktur des inhaltlichen Aufbaus, die bei älteren Sonetten gilt (These, Antithese in den Quartetten, Synthese in den Terzetten) scheint bei Guck auf den ersten Blick genauso zu fehlen wie überhaupt irgendein Inhalt.
Aber auf den zweiten Blick stellt man fest, dass der gewählte Untertitel als Schlüssel für das fungiert, was folgt, denn anscheinend haben wir es hier mit einer Situation zu tun, die jeder oder jedem, die oder der schon einmal mit einem Kinderwagen durch einen belebten Park fuhr, widerfahren sein wird: Ältere

3 „guck" ist im Süddeutschen der Imperativ von „sehen, schauen" und „a Guck" ist eine Tüte aus Papier

fremde Frauen beugen sich über den Kinderwagen, sagen „Süüß!" oder „Ah!" oder „Oh!" oder irgendwas in Babysprache in den Kinderwagen hinein und wollen wissen, ob es ein Junge oder ein Mädchen sei. In Gucks Gedicht allerdings lautet die Frage unverschämter weise, noch dazu im breitesten Dialekt, „A Bä-bä? (Ein Baby?"), und nach der offenbar nickend erfolgten Aufklärung kommt das in seiner Erleichterung noch unverschämtere „Ah!" oder (noch etwas mehr in die Länge gezogen) „Aaaah!" Das allein schon belustigt in der Vorstellung, aber die zudringliche Alte, die anscheinend unterstellt hat, dass es auch kein Baby sein könnte, das da im Park spazieren gefahren wird, ist noch nicht fertig und setzt nun – das ist das, was Guck wohl als frühkindliche Erziehung sieht – aus dem Schatz ihrer Erfahrung eine der wichtigeren Lebensregeln für Babys hinzu, über die sie in passender Babysprache verfügt: „Bä, A-A! Bä!". So etwas (*Wer Bäbä sagt, muss auch A-A sagen!*, hatte Guck an anderer Stelle mal verlauten lassen) dürfte wohl häufiger zu Babys gesagt werden und meint, wenn man sich der deutschen Hochsprache befleißigt, ungefähr „Das A-A ist schmutzig, sehr schmutzig!" Die Aussage verweist hier auf die laut Freud folgende nächsthöhere Phase der psychosexuellen Entwicklung des Kleinkindes und ist damit pädagogisch durchaus sinnvoll und angebracht, da sie das Kind nicht in seiner jetzigen Entwicklungsphase bestätigt, sondern es mit entsprechende Anstrengungen zur Erreichung der nächsthöheren Stufe, zur Erreichung von Entwicklungsfortschritten im Sinne Piagets konfrontiert.
Wir müssen uns nun in der älteren Dame keine Entwicklungspsychologin oder ausgebuffte Pädagogin vorstellen; indem sie einfach den sozialkulturellen Gepflogenheiten im Umgang mit Kleinkindern folgt, tut sie das in Tradition geronnene und kulturell Altbewährte, immer schon Richtige, ohne es selbst explizit zu wissen oder gedanklich begründet zu haben. Und auch der weitere Ablauf des Geschehens fügt sich nahtlos in dieses Schema der sinnvollen erzieherischen, Tradition gewordenen Verhaltensweisen ein. Das Kind wird bespaßt bzw. darf jetzt – nach der sicher nicht ganz leicht zu verarbeitenden, zum Umdenken, zum Erwerb eines neuen Standpunktes auffordernden Lektion – spielen, es wird belohnt und Belohnung verstärkt bekanntlich das Gelernte. Das Gu-guhs-Spiel, oft mit einem Taschentuch durchgeführt oder anderen Möglichkeiten des Erwachsenen, sein Gesicht verschwinden und wieder erscheinen zu lassen, soll es erheitern, seine Lernanstrengungen belohnen und das Gelernte festigen.
So oder ähnlich jedenfalls scheint sich Guck die Sache gedacht zu haben oder vielmehr: gewollt zu haben, dass man sich die Sache denke, und die Erheiterung des Lesers über das Vorgestellte verbindet sich mit der Belustigung darüber, wie Guck die altgewohnte Form des Sonetts despektierlich zerlegt und gegen den Strich gebürstet hat – ein kleiner dichterischer Scherz, der jedenfalls mehr Verve, mehr Geist hat als das, was so mancher andere Scherzkeks mit dem Sonett angestellt hat.

Gedankensprünge (Heiner F. Siegrist)

Die Welt ist eine Scheibe. Eine Mattscheibe.

Manche sehen Erziehung als Mittel zu verhindern, dass ihre Kinder so werden wie sie.

Erst hatte man Masern, dann Karl May und dann Hermann Hesse. Manche sind nicht davongekommen.

Egoist = sich selbst nicht gewachsen.

Die Erschrockenen zweifeln am Glauben, die Unerschrockenen glauben an den Zweifel.

Kindlicher Egozentrismus: Man schließt die Augen und denkt, niemand sieht mich.

Erfahrung, die für ein ganzes Leben Stillschweigen reicht.

Journalismus: Wahrheit kurze Beine machen.

Narren sind nur auf andere Art gescheit.

Menschen bilden sich zu viel ein auf‘s Menschsein.

Konsens: Wer‘s mal genauer wissen will, gerät in Verdacht, ihn infrage zu stellen.

Gott ist Metapher des Menschen für alles, was er vermisst oder nicht versteht.

Zur Klarheit der Dinge gehört eine gewisse Unschärfe. Wahrheit erfordert indes immer auch ein bisschen Glaube.

Manch einer hält sich für einen Aphoristiker und bringt nichts auf den Punkt. Dafür auf den Gedankenstrich.

Kürzlich traf ich einen, den ich zunächst nicht wiedererkannte. Aber er ließ nicht locker, bis ich ihm schließlich bestätigen konnte, dass er es war.

Wer für andere einen guten Platz im Jenseits will, wird denen gegenüber oft gewalttätig.

Angedacht haben: Man hat lediglich davon gehört und sonst keine Ahnung, erhebt aber dreist schon mal Prioritätsansprüche.

Der Wunsch nach der einzig wahren Sicht der Dinge ist Ausdruck von Dummheit oder – schlimmer noch – von Faulheit.

Dem Reinen ist alles unrein, dem Glücklichen schlägt jede Stunde, durch Schaden wird man dumm: Der Wahrheitsgehalt von Redensarten hängt oft von Nuancen des Blickwinkels ab.

Die Erbarmungslosigkeit von Märtyrern gegen sich selbst war schon immer verstörend. Aber vormals hatten sie wenigstens Erbarmen mit ihren Feinden.

Zielvereinbarungen sind Werkverträge für Höherqualifizierte. Hätte man damals eine mit Kolumbus abgeschlossen, wäre die Entdeckung Amerikas Kündigungsgrund gewesen.

Denkmäler gemahnen – wie der Name sagt – ans Denken: Es ruht da.

Literaten lügen? Ja, sicher! Sie dürfen das, wenn sie damit die Wahrheit sagen. Bei manchen ist aber selbst die Wahrheit gelogen.

Erschreckt mich nicht mit dem ewigen Leben!

Bei manchen wird der Blick über den Tellerrand zum Blick in den Abgrund. Meist stehen sie mit beiden Beinen im Salat oder in der braunen Soße.

Ich denke, also bin ich allein.

Im Internet surfen – grenzenlos beschränkt.

Sicher kann man sich bilden, indem man Goethe liest. Aber zuallererst gilt doch: Nicht „Goethe lesen“ macht Bildung, sondern Bildung macht „Goethe lesen“.

Neonazis verbieten? Schaut sie euch an: Sind sie nicht selbst das beste Mahnmal gegen das, wofür sie stehen, erneuern sie nicht durch sich selbst die Erinnerung an die Schrecken, die sie leugnen? Wenn man aber befürchtet, dass sich so etwas wie „Machtergreifung“ wiederholen könnte, dann misstraut man im Grunde jedem.

Nietzsche bringt Beispiele für banale Aphorismen: *Aufräumen ist das, was man macht, wenn Besuch kommt*. Viele haben die Ironie nicht verstanden und ahmen ihn nach: *Wer sein Geld zum Fenster hinauswirft, muss sich nicht wundern, wenn es der Wind davonträgt*, las ich kürzlich. Manche bringen es sogar bis zur Stilblüte: *Begegnungen sind Brücken über die Wüsten der Einsamkeit.*

Versuche der Medien, Moral zu verbreiten, vergemeinern sie.
Kunst hat den Sinnen das Äußerste zu bieten. Wenn dabei ihre Regeln verletzt werden, dann von denen, die sie beherrschen.
Er war so gebildet, dass er *Parerga und Paralipomena* für eine italienische Oper und *Irrungen, Wirrungen* für eine Komödie Shakespeares hielt.

Wer nur denkt, begreift nichts.

Der Übermensch setzte, wie K. Kraus einmal bemerkt hat, bei Nietzsche den Menschen voraus. Bei den Nazis den Unmenschen.

Oksana Kyzymchuk

Daniel Mylow

DER ACHTE TURM

In kleinen Sprüngen, zur Melodie einer unhörbaren Musik, bewegte er sich auf die Stahlgerippe der verlassenen Bauten zu. Der Wind blies Staubwirbel über das nächtliche Meer. Unter seinem an die Felsen geklebten Wellblechverschlag schimmerte ein dunkelblauer Metalltupfer, der das Quadrat seines Fensters bis an den Horizont füllte.

Vor zwanzig Jahren, als er eines Tages gekommen und einfach nicht mehr gegangen war, erwachte er nachts manchmal vor Schmerz und Einsamkeit. Auch jetzt lag er plötzlich wach. Das Meer war ein Flüstern, eine Stimme, eine Melodie. Wohin sollte er auch, fragte er sich dann. Ganz ruhig wurde er, wenn er in das Geviert der stählernen Türme stieg. Über den karstigen Hügeln flimmerte die Luft. Alles veränderte sich, doch hier oben verschwand der Tag wie ein Schattenstreif auf der Oberfläche des Meeres. Im ersten Jahr riss er für jeden Morgen ein Blatt aus dem Kalender, bis es keine Seiten mehr gab. Im zweiten Jahr verstummte das Ticken seiner Uhr. Selten verirrte sich jemand in die stählerne Stadt, seitdem die Felsen von den Maschinen kahlgefressen und die Straßen versandet waren. Wenn es doch geschah, bat er die Fremden um Papier. Und er schrieb an gegen leere Seiten, bis sie wieder fort waren. Ihre Silhouetten verschwanden, vom Staub eingesogen, aus seinem Leben. Nie kehrte einer zurück, außer in seinen Träumen. Die beschriebenen Seiten warf er in die abgeschnittenen Hälse stählerner Röhren, die aus dem Fels starrten. Der seltene, aber dann heftige Regen schwemmte den brackigen Papierbrei auf. Die Chronologie der Dinge blieb nur bewahrt in der Einbildung der Fremden, die so schnell wieder verschwanden, wie sie gekommen waren. Er schlief wieder ein.

Der Schlaf war sein Traum. Er sah sich reglos. Die Melodie verstummte, während jemand unter dem vor dem Fenster aufgeschichteten Holzstoß ein Feuer entfachte. Er sah zu, wie die Flammen die Wellblechhütte fraßen und ihn im Schlaf verschlangen. Aber er war der Fremde, der sah, wie die Wellen gegen den Felsen tosten, das Licht mit Flammenstrichen gegen stählerne Fassaden spuckte. Er riss sich los. Im Schein des Feuers zählte er die gegen den Nachthimmel streichholzdünnen Stahltürme. Acht. Sie verschwanden in einer geraden Linie zum Horizont, gegen die schwarze Wand des Felsens hin. Er erstieg den achten Turm. Im Traum war er oft dort oben gewesen. Als er das erste Mal über den verrosteten Stahlstreben hängend dort erwacht war, sah er erschrocken hinab auf das Dach der Wellblechhütte und wusste, dort lag er und schlief.

Als er an diesem Morgen die Augen aufschlug, war alles anders. Er sah auf die schwelenden Trümmer der Hütte. Die Stahlstreben des Turms zitterten im Wind, während er den Fremden in den Überresten herumstochern sah. Der Rost fraß sich mit der Sonne in seine Haut. Das Streichholzbein des Turms pochte. Es klang wie das Ticken einer Uhr.

Daniel Mylow wurde 1964 in Stuttgart geboren und wuchs in Düsseldorf, Krefeld und Berlin auf. Nach dem Studium in Bonn und Marburg, machte er eine Ausbildung zum Waldorflehrer und Poesiepädagogen und war als Literaturdozent tätig. Sein poetischer Thriller „Rotes Moor“ erschien 2017, im selben Jahr erhielt er den Stockstädter Literaturpreis.

× ***Oksana Kyzymchuk***
Muse schläft – Künstler feiern

Charlotte Schade

Die Abwesenheit von Farbe ist eine Farbe

Schneefarbene Unschuld
Ein Schwur, zu bleiben –

Zu ihren Füßen ein See aus Seide
Reinheit fließt wie Wasser

Hier beginnt es
Hier hört es auf

Versprechen füllen wie Wolken den Raum
Sie atmet sie ein und

Blüht

Gleißendes Licht
Die Abwesenheit von Farbe ist eine Farbe

Ihre Blüten tragen Hingabe
Ihre Lippen Treue

Hier hört es auf
Hier beginnt es

× **Charlotte Schade,** 1999 in Buxtehude bei Hamburg geboren, lebt derzeit in Göttingen, wo sie Deutsche und Englische Philologie studiert. Sie hat bereits Prosa und Lyrik in mehreren Anthologien veröffentlicht und betreibt den Lyrikblog charlueden-poetry.tumblr.com.

Wollsteins Cinemascope

Tel Aviv On Fire

Kinostart: 11. Juli 2019
In Israel und den Palästinenser-Gebieten wird täglich die kitschige Soap-Opera „Tel Aviv On Fire“ im Fernsehen ausgestrahlt, die im Jahr 1967 kurz vor dem Sechstagekrieg spielt.
Israelis und Palästinenser sind davon gleichermaßen fasziniert und fiebern mit der Handlung mit. Es geht darin um die attraktive arabische Spionin Manal, die sich als jüdische Immigrantin aus Frankreich ausgibt, und unter dem Namen Rachel mit dem mächtigen israelischen General Yehuda Edelmann anbandeln soll, um an die geheimen Kriegspläne Israels zu kommen. Zur Tarnung betreibt sie das beste französische Restaurant in Tel Aviv, direkt gegenüber dem militärischen Hauptquartier. Mit ihrem exquisiten süßen Gebäck bezirzt sie Yehuda, und die beiden werden ein Liebespaar. Was davon ist echt, und was spielt die Tochter einer Flüchtlingsfamilie aus Jaffa nur vor? Und wie steht sie zu ihrem wahren Geliebten, dem Widerstandskämpfer Marwan, der sie auf diese gefährliche Mission geschickt hat? In jeder Folge der Serie gibt es neue dramatische und zu Herzen gehende Wendungen der Geschichte.

In der Komödie des renommierten palästinensischen Filmemachers Sameh Zoabi ist die Handlung der Serie verflochten mit dem „making-of“ und der Wirkung bei den Zuschauern. So trifft die aktuelle politische und gesellschaftliche Realität auf eine Fiktion, die 50 Jahre früher angesiedelt ist, aber mit ihren Konflikten in die Gegenwart hinein ragt.

Die Hauptfigur ist der junge Palästinenser Salam (Kais Nashif), der seinen beruflichen und privaten Platz im Leben noch finden muss. Durch seinen Onkel, der im Sechstagekrieg gekämpft hat, und die Serie produziert, hat er Zugang zum Filmset und arbeitet sich vom Assistenten zum Drehbuchautor hoch. Jeden Tag pendelt er nach Ramallah und muss die stark befestigte und bewachte Grenze zwischen Israel und dem Westjordanland überqueren. Bei einer Kontrolle fällt das Drehbuch dem israelischen Kommandeur Assi (Yanif Biton) in die Hände. Ein gefundenes Fressen für den mürrischen, von seinem Dienst gelangweilten Offizier. Um seine Frau zu beeindrucken, zwingt er Salam, das Drehbuch umzuschreiben. Die neue Folge kommt gut an. Von jetzt an lassen sich Salam und Assi gemeinsam immer neue verrückte Wendungen und schnulzige Höhepunkte einfallen. Dabei ist jederzeit klar, dass der Israeli die Macht und damit das letzte Wort hat. Und das in einer eigentlich antizionistischen Serie. Salam gerät von allen Seiten unter Druck und in brenzlige Situationen. Dann soll die Serie abgesetzt werden, und Salam ist wirklich gefordert, um seinen Job, seine Haut und sein privates Glück zu retten.

Sameh Zoabi nutzt die Absurditäten und die Tragik der israelisch-palästinensischen Konflikte für eine subtile und witzige Auseinandersetzung damit. Nebenbei erfahren wir, wie es hinter den Kulissen einer dayly soap zugeht, und deren Handlung ist hemmungslos komisch. Auf der Ebene, die im Hier und Jetzt spielt, diktiert der „Besatzer“ Assi dem „besetzten“ Salam seine Sicht der Dinge. In dem Maße, in dem dieser durch eigene Anstrengung und Erfolge Selbstvertrauen gewinnt, wehrt er sich, bis die Beiden auf gleicher Augenhöhe agieren können. Eine schöne Vision für die Zukunft von Israel und Palästina.

Das diesjährige Literaturseminar in der Schwabenakademie Irsee (im Allgäu), das unter der Leitung von Prof. Dr. Mario Andreotti steht, ist dem modernen literarischen Erzählen gewidmet. Es findet vom 22.-24.November 2019 statt.

Wie wird heute erzählt? Formen und Techniken modernen Erzählens

Texte der Erzählprosa, Romane, Novellen, Kurzgeschichten, bilden nichts ab, wie es «ist», sondern wie es mit Hilfe eines fiktiven Erzählers gesehen wird. Daher ist die Wahl dieses Erzählers – seiner Position, seiner Perspektive, seiner Erscheinungsform und seiner Haltung – ganz entscheidend. In herkömmlichen, traditionellen Erzähltexten sind der Erzähler und dessen Gestaltung relativ klar definiert. In modernen Texten, seit Kafka, Döblin und Schnitzler, hat sich das grundlegend verändert: Es wird heute anders erzählt als zur Zeit Stifters und Fontanes. Aber wie anders? Das ist das Thema unseres Seminars, in dem es um neue Formen und Techniken des Erzählens geht, die den Autorinnen und Autoren noch nie dagewesene Möglichkeiten des Schreibens erschliessen. Diese neuen Erzählformen zeigen wir an zahlreichen Textbeispielen auf, nicht ohne auch kurz den damit verbundenen geistesgeschichtlichen Wandel einzubeziehen.

Literaturhinweis:
Für jene, die sich gerne auf das Seminar vorbereiten möchten:

Mario Andreotti: Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens. UTB Band 1127, 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage. Bern, Stuttgart, Wien 2014 (Haupt); v.a. Kap. 6.

Interessenten können beim Referenten (mario.andreotti@hispeed.ch) oder bei der Schwabenakademie das detaillierte Seminarprogramm anfordern:

Schwabenakademie Irsee
Klosterring 4
D-87660 Irsee

Telefon: 0049 8341 906 661
E-Mail: buero@schwabenakademie.de
Internet: www.schwabenakademie.de

Wir bieten eine Plattform

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind. Wir veröffentlichen Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkunst; Prosatexte als Short Storys, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir: Fachartikel zum kreativen- und literarischen Schreiben; Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen; Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin; Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche; Beiträge rund um das Thema Musik.

Die **experimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(Innen) und Fotograf(Inn)en für die Illustration unserer Ausgaben.
Beiträge per E-Mail senden an: *redaktion@experimenta.de*

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!

Oksana Kyzymchuk

Auf den folgenden Seiten finden sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der **experimenta**
Kevin Coordes

FutureBrain – Künstliche Intelligenzen

Die LizzyNet gGmbH und der Heyne Verlag suchen **unveröffentlichte Kurzgeschichten zum Thema „Künstliche Intelligenzen“**. Es winken **Buch- und Sachpreise** im Wert von insgesamt 1500 €, die unter den ausgewählten Autoren aufgeteilt werden. Zudem werden die besten Geschichten im Heyne Verlag als E-Book veröffentlicht. Die Autoren sollen **zwischen 12 und 26 Jahre alt** sein. Die Zeichenbegrenzung der Kurzgeschichten beläuft sich auf **minimal 3.000 bis maximal 15.000 Zeichen** inklusive Leerstellen.

Weitere Informationen gibt es unter:
https://www.lizzynet.de/wws/9.php#/wws/futurebrain-wettbewerb.php

Teilnahmeschluss ist der **25. August 2019**.

Anzeige

DAS GEDICHT

»Der Wert eines Gedichts ist unschätzbar und lässt sich nicht in Zahlen ausdrücken. Gerade in einer Zeit, in der Geld vielen Menschen alles bedeutet, ist das Verfassen und Verbreiten von Poesie die vielleicht elementarste Form des friedlichen Protests gegen die totale Ökonomisierung unserer menschlichen Existenz.« Anton G. Leitner, Herausgeber

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit rund um die Lyrik mit einem Abo unserer Zeitschrift **DAS GEDICHT**.
Alle Infos unter www.dasgedicht.de
und www.dasgedichtblog.de

Poesie rettet den Tag – Lesen rettet die Poesie.

Worttreffer Trophy – Poetry Slam

Wer sich als Poetry Slamer versuchen möchte, sollte sich bei diesem Wettbewerb beteiligen. Unter einer **freien Themenwahl** sollen die Autoren – älter als sechzehn Jahre – einen Starttext verfassen, der eine **Höchstlesedauer von 6 Minuten** hat. Anzufertigen ist der Text in **Din A4, Schriftgröße Arial 12 und mit dem Zeilenabstand 1,5**. Einzusenden ist der Text in Pdf-Format an **info@worttreffer.de**. Für die erste von drei Slamrunden in dem Gasthaus Sonne in Peißenberg am 18. Oktober 2019 sollen 10 Autoren im Rennen sein. Für die Runden Zwei und Drei sollen die Autoren weitere Texte aus dem eigenen Repertoire wählen – aber nicht vorab in der Bewerbung mitsenden.

Weitere Informationen unter: **http://www.worttreffer.de**

Der Einsendeschluss ist hier der **18. August 2019**.

Werbetexter aufgepasst! – Shoemotion Award

Die Gebrüder Götz – Vertreiber von Schuhmoden – suchen einen **Slogan zum Thema „Der besten Botschaft auf den Fersen“**. Gewinnen kann man dabei **Geldpreise (Gesamtsumme 2.500 Euro) und Gutscheine von Gebrüder Götz**. Außerdem wird der beste Slogan über 1000 mal gedruckt und versendet. **Auch Designer**, die sich mit dem Thema auseinandersetzen wollen, sind eingeladen, ihr Design zu bewerben. Für sie winken ebenfalls Geldpreise. Das **Mindestalter zur Teilnahme liegt bei 18 Jahren**.

Weitere Informationen:
https://www.gebrueder-goetz.de/shoemotion-award/

Einsendeschluss ist der **31. Juli 2019**.

Oksana Kyzymchuk

Oksana Kyzymchuk

Leser(innen)briefe

Liebes Redaktionsteam der **experimenta**,
dass Kunst, Literatur und auch das Leben ein Spiel sein können, haben Sie durch ihren wertvollen Blick auf das Zusammenspiel literarischer Formate und künstlerischer Freiheit in der Juni-Ausgabe 2019 sichtbar gemacht.
Wo SPIELRÄUME entstehen, um gesellschaftliche Fragen aufzuwerfen, die Psychologie der Kunst zu hinterfragen und literarische Experimente zu vernetzen, entstehen Verständnis und Wertschätzung.
Obwohl Spielräume, besonders in der Literatur, oft mit Neid, Machtspielen und Konkurrenzdruck einhergehen, wie das Editorial betont, sind es ebenjene Räume, die viele Autor*innen und Künstler*innen brauchen, um zu ihrer vollen Schaffenskraft zu gelangen. Und auch wenn das *me first* in unserer Welt auch abseits der Literatur zuzunehmen scheint, wenn wir alle immer mehr zum dressierten Pferdchen in der Manege werden, wie es Matthias Spiegel in *Circus* schreibt, gibt es inspirierende Charaktere, die sich für die gegenteilige Tendenz entscheiden.
Sie nutzen ihre Spielräume, um auf das Einssein aufmerksam zu machen: Wie die Lyrikerin Marina Arp, deren *Großer Krieger* die Waffen niederlegt. Wie Ludwig Weibel in seinen kosmisch anmutenden Spiralbildern, die Spielräume durch pendelnde Farben auf dem Papier entstehen lassen. Um einen Mittelpunkt herum entsteht Neues, Unerwartetes; genau wie in der Literatur, genau wie im Leben. Diese lebensnahen Kunstwerke betonen, wie sehr doch Mensch, Kunst und aller Raum dazwischen auf einer gemeinsamen Frequenz schwingen.
Wie Paul Gisi, der die *Freiheit der Fantasie* betont, denn, um mit den Worten des Autors zu sprechen, „wie herrlich sind die Auffächerungen, die Einfärbungen der Fantasie, der Freiheit sind keine Grenzen gesetzt."
So geben Sie, liebes Team, auch der Fantasie der experimentellen Lyrik genug Freiraum, auch wenn diese Kunst nicht für alle fassbar sein mag.
Sicher wurde alles schon tausendmal gesagt, wie Charles Stünzi es abschließend passend formuliert. Und doch versuchen wir es alle immer wieder; wir, die sich dem Schreiben verschrieben haben, die sich den Worten hingeben wollen, die den Seelenfrieden nur dann finden, wenn sie vor einem frischen Blatt Papier mit einem Stift in der Hand ans Werk schreiten und trotz aller tausendmal gesagter Worte wissen, dass sie immer wieder neue Worte finden werden.
Die Juni-**experimenta** liefert Anreize zu aktuellen Diskursen, gibt Interpretationsspielraum, wirft neues Licht auf die Früchte harter literarischer Arbeit — danke für eine inspirierende Ausgabe.

— Julia Königs

Über uns

Die **experimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **experimenta** hat zirka 20.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen. Man kann sie sich auch als gedrucktes Exemplar bestellen:
abo@experimenta.de

Die **experimenta** erscheint monatlich neu und steht für jede(n) Interessierte(n) online zur Verfügung:
www.experimenta.de

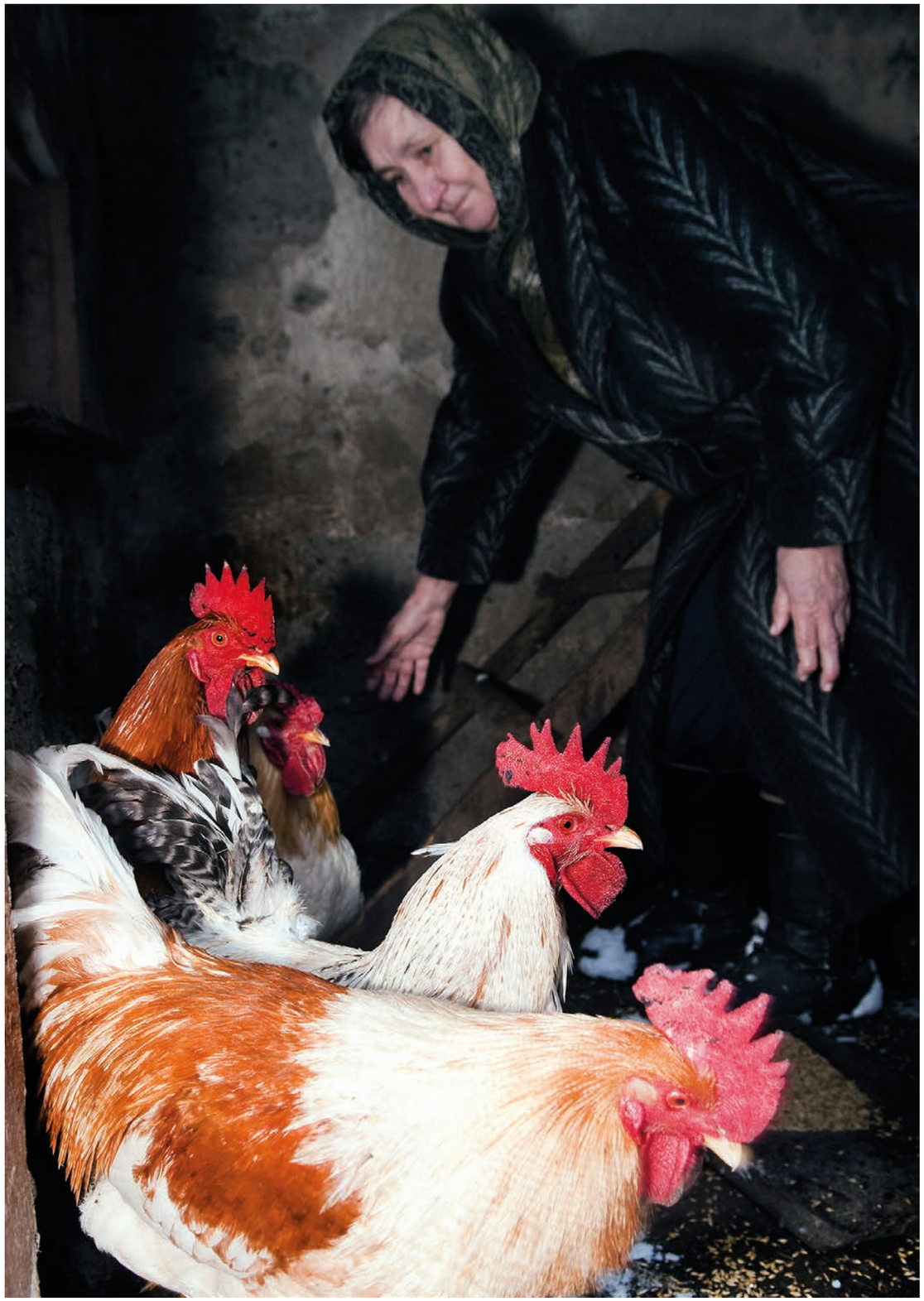
Die **experimenta** ist ein kostenloses Online-Magazin und daher für „kulturelle Werbung" bestens geeignet. Mit Ihrer Anzeige unterstützen Sie das Redaktionsteam bei der Suche nach guten Beiträgen und erreichen vor allem die Interessenten Ihrer Anliegen. Wir heißen Sie als Anzeigenkunden herzlich willkommen.

Bewerben Sie Ihr Buch in der **experimenta**

Bei uns sind Sie an der richtigen Adresse. Eine aufmerksame Leserschaft wird auf Sie aufmerksam werden. Bereits ab 50 € schalten wir Ihre Anzeige monatlich.

Für weitere Informationen senden Sie eine Mail an: *presse@experimenta.de*

Oksana Kyzymchuk
Stolze Hähneherrin



INKAS Institut für Kreatives Schreiben

Das 1997 im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. gegründete INKAS **IN**stitut für **K**re**A**tives **S**chreiben ist eine anerkannte Bildungseinrichtung für Kinder, Jugendliche und Erwachsene.Gründer und Studienleiter ist Rüdiger Heins www.ruedigerheins.de.

Ein **Schwerpunkt** des Instituts ist das **viersemestrige Studium** “Creative Writing”. Durch gezielte Übungen, kontinuierliches Schreiben und die Beschäftigung mit Literaturgeschichte wird die Kreativität der Studierenden geweckt und in literarische Formen gebracht.

Ab dem dritten Semester können sich die Studierenden mit fachkundiger Unterstützung in Form eines Lektorats an ihr erstes Buchprojekt wagen. Der institutseigene Verlag **edition maya** bietet zudem regelmäßig die Beteiligung an Anthologien. Veröffentlichungen sind auch in der Online-Literaturzeitschrift **experimenta** www.experimenta.de möglich.

Das didaktische Konzept sieht die intensive Vermittlung von Creative Writing vor. Außerdem werden die Grundlagen in den Lehrfächern zeitgenössische Lyrik und Prosa sowie Sachthemen der Literatur in den Wochenendseminaren vermittelt. Diese finden in der Regel einmal im Monat von Freitag- bis Samstagabend statt.
Das Studium steht allen Interessierten unabhängig ihrer Vorbildung offen. Regelmäßig werden öffentliche Lesungen vom Institut angeboten, an denen sich die Studierenden mit eigenen Texten beteiligen können.

Außerdem engagiert sich das INKAS Institut in der Erwachsenen- und Jugendarbeit. Im gesamten deutschsprachigen Raum bietet INKAS mehrtägige Seminare an.

Die **Arbeit mit Kindern und Jugendlichen** ist ein weiterer Schwerpunkt des Instituts. Im Rahmen von “Abenteuer Schreiben” www.abenteuer-schreiben.eu werden junge Menschen altersgerecht mit den Methoden des Creative Writings vertraut gemacht.

Weitere Informationen
Termine für Schreibberatung und Beratung von Autorinnen und Autoren nach Vereinbarung:
info@inkas-id.de oder Telefon: 06721 921060

Publikationen
experimenta - Zeitschrift für zeitgenössische Lyrik und Prosa, online kostenfrei. Erschheint monatlich: www.experimenta.de

Veranstaltungen und Seminare:
www.inkas-institut.de

Der Traum vom Buch
kann in Erfüllung gehen!

Wir helfen Ihnen dabei.

Sie haben schon immer davon geträumt, ein eigenes Buch zu veröffentlichen? Wir können Ihnen dabei behilflich sein. Ihre Bewerbung mit einer Textprobe von 20 Seiten an: **presse@experimenta.de**

Bewerbungsunterlagen mit Adresse, Telefonnummer und Emailadresse versehen. Wir melden uns innerhalb von 10 Tagen bei Ihnen, ob Ihr Projekt veröffentlicht werden kann.

Mutter + Tante
Die Geschichte einer Vergiftung

Ein Theaterstück von Antje Hampe und Rüdiger Heins

Mutter + Tante
Die Geschichte einer Vergiftung
Antje Hampe, Rüdiger Heins

edition maya
ISBN: 978-3-930758-53-1
9,80 €

Zwei alleinstehende Frauen, Mutter und Tante, leben mit dem Sohn „Mutters“ in einem gemeinsamen Haus. Mutter und Tante leben in einem ständigen Konflikt, der sich immer um den sechsjährigen Jungen „Kind“ dreht. Mutter sieht Kind als ihr Eigentum an, über das sie in jeder Lebenslage bestimmen kann. „Tante“ verliebt sich in Kind und missbraucht ihn für ihre sexuellen Fantasien.

Die Autor(inn)en Antje Hampe und Rüdiger Heins machen sich mit der dramatischen Fassung des Geschehenen auf eine Spurensuche in ein Labyrinth des Unfassbaren.

Antje Hampe, Essayistin, Lyrikerin. Sie arbeitet als Psychotherapeutin (HP).

Rüdiger Heins ist Autor und Regisseur. Er wandelt zwischen Dokumentarthemen (Obdachlose, Strassenkinder in Deutschland, Menschenrechtverletzungen in China) und Belletristik wie Romanen, Gedichtbänden, mit zeitgenössischer Lyrik und Theaterstücken.

× *Oksana Kyzymchuk*

experimenta

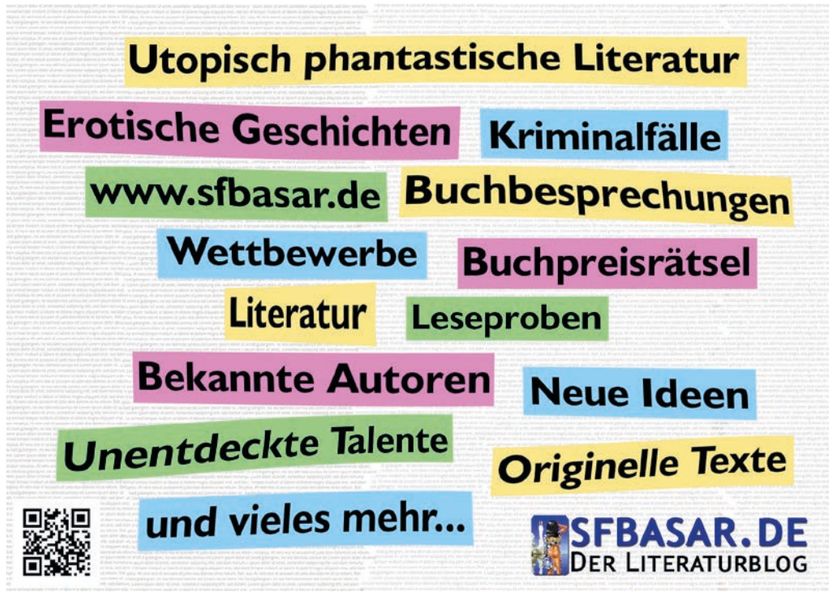
× *Oksana Kyzymchuk*

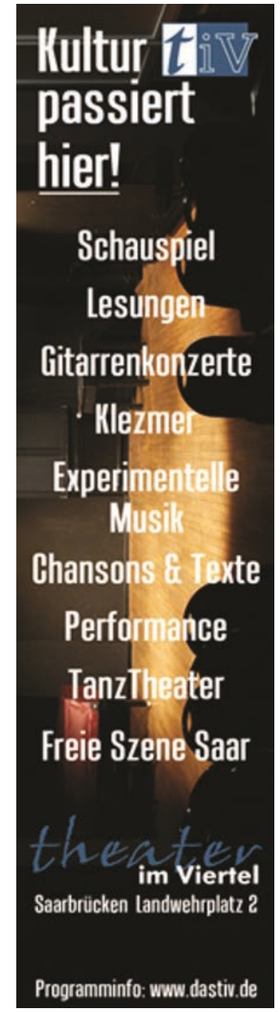
Printausgaben und E-Books von:
Emmanuel Bove
Jim Grimsley
Andreas von Klewitz
Fernando Molica
Zé do Rock

EDITION DIÁ

www.editiondiá.de

rowohlt





experimenta *Facebook-Seite auch als App*

Die experimenta Facebook-Seite gibt es jetzt auch als App für Android und Apple iOS unter folgendem Link abrufbar: *http://experimenta.chayns.net*
So bleibt Ihr immer auf dem Laufenden.

Impressum

experimenta
Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V., Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55411 Bingen

Herausgeber:
Prof. Dr. Mario Andreotti, Rüdiger Heins

Redaktion:
Philip J. Dingeldey (Prosa),
Jens-Philipp Gründler (Sound Voices),
Rüdiger Heins,
Annette Rümmele,
Franziska Schmetz (Bildredaktion),
Elisabeth Schmidt (Schlusskorrektur),
Barbara Wollstein (Filmkolumne),
Charles Stünzi (Prosa),
Bella Bender (Prosa und Social Media),
Kevin Coordes (Prosa, Social Media und Werbung)

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Xu Pei

Layout und Gestaltung: Wolf Dobenecker
Webmaster: Christoph Spanier
Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:
experimenta
Dr.-Sieglitz-Straße 49
55411 Bingen

Einsendungen erwünscht!
Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@experimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Auflage: 22.000
ISSN: 1865-5661
URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2019-072

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Titelbild: Oksana Kyzymchuk

× *Oksana Kyzymchuk*
blaue Stunde

experimenta
Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben
www.inkas-institut.de